

# Wanderungen im Norden.

---

B e m e r k u n g e n

auf

einer Reise

durch Esthland, Finnland, Schweden, Dänemark und  
die Insel Rügen nach Schlesien

von

Cremund Welp.

---

Fremde Sitten, fremde Zungen  
Lernt' ich üben her und hin.

Fr. Schlegel.

---

Drittes Bändchen.

---

Braunschweig,

bei Friedrich Vieweg und Sohn.

---

1844.

Wanderungen im Norden.

Wanderungen

Wanderungen im Norden.

von Carl von Ardenne, Major der 1. Infanterie  
in Paris 1844 und 1845

Leipzig 1845

1845

Veränderungen im Verordn.

Verordn.

von

einer Reihe

von ...

von

Verordn.

...

...

Druck und Papier  
von Fr. Vieweg und Sohn.

...

1844

## **I n h a l t.**

- Fünfundzwanzigstes Kapitel.** Postwagenunterhaltungen. Das preussische Beamtenwesen. Kochow und Harthausen. Worte eines Gläubigen. Die erzbischöfliche Reaktion. Juristische Beispiele.
- Sechszwanzigstes Kapitel.** Berlin. Rana mugiens. Vergnügungssucht. Ordensunwesen. Bürokratie. Postzwang. Der König. Lämmelmacher. Demagogen und Unrathschnuffler.
- Siebenundzwanzigstes Kapitel.** Abreise. Die Juden-gesellschaft. Muskau. Fürst Pückler. Schöne Postfahrt von Görlitz durch's Gebirge. Salzbrunn. Aufenthalt daselbst. Schöne Umgebungen.
- Achtundzwanzigstes Kapitel.** Beobachtungen eines Sudetenbewohners.
- Nennundzwanzigstes Kapitel.** Urtheile über die Beobachtungen eines Sudetenbewohners. Probe aus einem schlesischen Urbarium. Die Manoeuvre bei Kapsdorf. Der König und das Militair. Der König und die Scholzen. Der fromme Sinn des Königspaares. Furcht der

königlichen Umgebung wegen Aufruhr. Die Kaiserin von Rußland und ihr letzter Aufenthalt in Schlesien. Fürst Rubezahl und Graf Hochberg.

**Dreißigstes Kapitel.** Breslau. Oberschlesische Eisenbahn. Fr. Lewald. Die Breslauer Konstitutionsfrage. Droschken. Evangelisches Seminar. Scholz. Die höhere Bürgerschule. Dr. Kletke. Die Breslauer Männer von Gewicht. Der unpolitische Hoffmann von Fallersleben und sein politischer Verleger.

**Einunddreißigstes Kapitel.** Die Verhandlungen des Schlesiſchen Landtages, vom Jahre 1841 skizzirt.

**Anhang.** Nachweisung der zum sechsten schlesiſchen Provinzial-Landtage im Jahre 1841 einberufenen Fürsten und Standesherrn, ritterschaftlichen, städtischen und bäuerlichen Abgeordneten.

**Beilage.** Ueber den finanziellen Effekt der Breslau-Schweidnitz-Freiburger Eisenbahn, nach dem ohne Datum erschienenen Programm des Comité's derselben, von Fr. Lewald.

## **Fünfundzwanzigstes Kapitel.**

### Postwagenunterhaltungen von Stettin bis Berlin.

Wer nicht Misanthrop ist, oder nicht über recht ausgesuchte Reisegesellschaft zu verfügen hat, stimmt sicher mit mir überein: daß eine Fahrt mit Preussischen Personen- oder Schnellposten jeder andern Reisegelegenheit par terre vorzuziehen sei. Man muß öfter Gelegenheit haben, dergleichen Reisen zu machen, um sich auf das Innigste zu überzeugen, wie sehr im Allgemeinen eine geistige Kultur in Preußen fortgeschritten ist, seit einer kurzen Reihe von Jahren. Stößt man auch zuweilen auf Rohes, Berwildertes, Einseitiges oder Theilnahmloses, so wird der unbefangene Beobachter darin sicher mehr Ausnahmeweises erkennen; zumal wenn er Vergleiche mit andern Ländern anzustellen, im Stande ist. Das Gegentheil, ein ungängliches, empfängliches und selbst genußreiches Reisepublikum, kann durchschnittlich als Regel angenommen werden.

So fand ich auch auf der heutigen Tour, im sechsstägigen Innern der Schnellpost, unter Fünfen, drei Reisegenossen, mit denen ich gewünscht hätte, Jahre lang verkehren zu können. Es war Graf R. von R. bei F.; die junge, hübsche Frau des Stadtgerichtsdirektors J. aus S., und Herr K., Reisender und Theilnehmer eines Stettiner Handelshauses. Die beiden andern Genossen unsrer angenehmen Fahrt waren zwei Lieutenants, welche sich nicht am Platze fühlten und von der hübschen J. ziemlich kurz abgewiesen, fast die ganze Zeit über schliefen oder doch so thaten.

Es ward mir schwer, auf den jedesmaligen Stationen Zeit zu gewinnen, um mit kurzen Worten den Hauptinhalt unserer genußreichen Unterhaltung in meiner Schreibtafel zu vermerken, damit so wenig als möglich davon meinem Gedächtniß entschwinden möge. Namentlich war es Herr K., der stets mit interessanten Gesprächsgegenständen bei der Hand war; offenbar verschaffte ihm sein fortwährendes Reisen und Beobachten ein Uebergewicht über uns Andern, die wir nur zu den aphoristischer Wandernden gezählt werden durften. Niemand nahm Rücksicht auf Rang oder Stand des Andern, man gab und nahm sich eben nur als Reisegenossen und ignorirte völlig zu wissen: mit welcher bürgerlichen Stellung ein Jeder behaftet sei. Selbst die Dame verstand uns von allzu ängstlicher Rücksichtnahme auf ihr Geschlecht zu entbinden und zeigte ei-

nen Verstand, wie er nur von einer Frau in diesen Jahren immer entwickelt werden konnte. Ich hoffe, daß Einiges von unserer Unterhaltung nicht unschmackhaft befunden werden dürfte.

Die liebenswürdige J. führte eine Besprechung des preussischen Beamtenwesens herbei und Graf R. äußerte darüber:

»Der König und Kochow haben die Idee gehabt: Preußen, welches nicht eben mit starker Uebertreibung eine Beamtenkaserne genannt zu werden verdient, von dieser Landplage zu befreien. Allein es war umsonst, denn jeder Beamtete machte wieder nur Seinesgleichen. Dadurch, daß es seither von keinem Beamten geduldet wurde, wenn ein Nichtbeamteter sich um öffentliche Angelegenheiten kümmerte, ist denn durchschnittlich auch in der That Ungeschick oder Trägheit im Publikum herbeigeführt worden. Selbst geschickte Privatleute werden dadurch veranlaßt zu sagen: »Dazu sind ja die Beamteten da!« Ich zähle es daher fast zu den Nachtheilen und Hindernissen des Besserwerdens im Allgemeinen, daß unsere Beamteten durchschnittlich ehrlich sind.«

»Ei! Sie predigen da eine saubere Moral, mein Herr!« bemerkte Frau J.

»Allerdings hat meine Rede den Anschein davon, schöne Frau;« erwiderte Graf R., »indessen würde das Gegentheil sicher mehr Theilnahme des Allgenrei-

nen rege gemacht haben und Niemand vermag zu läugnen, daß unsere Zeit am Mangel an Sinn für's Allgemeine, am regen Eingreifen in's Deffentliche, krankt. Soll es besser werden, so muß die Besserung vom Volke ausgehen, nicht von Gesezen und Beamteten. Diese mögen zusehen, daß Alles im Gleise bleibe, allein das Leben sind sie nicht im Stande zu geben, worin doch eigentlich Alles zu suchen ist.« —

»Ihre Bemerkung ist ganz richtig;« sagte Herr K., »und wir entwickeln darum nicht die Hälfte der Thätigkeit, welcher wir in der That fähig sind, weil wir eben stets auf den Anstoß der Geseze, durch Beamtete warten. Ehe aber das Gesez zur Ausführung gelangt und gelangen kann, ist meist der richtige Zeitpunkt für dessen Anwendung schon vorüber.«

Graf R. fuhr fort: »Es hat sich jetzt hinlänglich gezeigt, daß es dem Könige und den Ministern unmöglich gewesen ist, dem Beamtenunwesen zu steuern. Rochow und Harthausen haben im Conseil das Beamtenwesen für den Sitz der Demagogen erklärt, dem Könige vor demselben bange gemacht und deshalb gesucht, mehr Adelige in die höheren Aemter zu bringen, weil diese zur Familie der Könige gehören sollen. Der Adel sagt: »Der König sei der erste Edelmann!« Indessen hat es nichts geholfen, die Beamteten anzuschwärzen, sie sitzen fester als je; nun können mithin nur die Gemeinden aufgefordert werden:

ihre Augen nach England zu werfen, wo fast gar keine Beamteten existiren, vielmehr alle Funktionen durch die Gemeinden selbst verwaltet werden. Ist auch nicht zu läugnen, daß auf diese Weise die Nation keinesweges vor Irrungen und Menschlichkeiten geschützt werde, so hört man doch auch nicht, daß eben mehr Uebel entstehen, als da, wo Alles nur durch Beamte betrieben wird. Die Nation gewinnt jedenfalls dabei, indem ihr eine Menge Intelligenz unentzogen bleibt.«

»Eine Menge genauer Beobachtungen an Freunden und Bekannten,« sagte K., »haben mich zur Ueberzeugung gebracht, daß bei uns die Leute, welche unsere Angelegenheiten schlichten und ordnen sollen, von der Lebenspraxis meistens urtheilen, wie Blinde von den Farben; die vielen Examina machen sie durchschnittlich nur dumm und befangen. Leute, mit denen ich aufgewachsen und die früher ganz gesunde Köpfe waren, fand ich später dermaßen in Theorieen verrannt, daß man sagen kann: sie sahen den Wald vor lauter Bäumen nicht. In Frankreich wird von keinem angehenden Beamteten — die Richter und Advocaten ausgenommen — verlangt, daß er studirt haben solle. Er wird Abschreiber beim Unterpräfekten, rückt an dessen Stelle und steigt bis zum Minister ohne Examen und Alles geht nicht schlechter wie bei uns, weil ein gebildeter Mensch ein geschickter Mann sein muß.«

»Ja, meine Herren,« fiel ich ein, »es waren

nicht die schlechtesten Minister in Preußen, die vom Landrath auf diese hohen Staatsposten stiegen, und es sind unsere Landräthe seit Einrichtung ihrer Examina weder besser noch praktischer geworden. Allein nur die Volksstimme, nicht eine Kammerille, darf solche Wahlen treffen. Vor allem muß jeder Monarch sich seine Leute selbst heraus suchen, dabei jedoch keinen Einfluß gestatten.«

»Der Graf lächelte, als ich mit dieser Behauptung meine Bemerkung schloß und äußerte:

»Sie scheinen davon zu abstrahiren, daß dergleichen Monarchen sehr selten waren in allen Zeiten und daß sie in der Regel unter dem Einflusse von Kammerdienern oder sonstigen Umgebungen standen. Es gehört sehr viel Seelenstärke dazu, dergleichen zu vermeiden, und je klüger man sich umgiebt, um so schwieriger wird die Aufgabe.«

Soviel aus den Notizen, die ich in Garz niederschrieb. In Schwedt notirte ich wieder Mehreres und theile Folgendes davon mit.

Es wurde die Preussische Konstitutionsfrage angeregt und Graf N. bemerkte:

»Die erste Motion zu einer Konstitution ging vom westphälischen Adel aus; dieser wollte, wie in Belgien, mit der Geistlichkeit operiren. Werner von Harthausen, ein Deputirter, lieferte ein gedrucktes Manuskript über die Preussische Verfassung, worin unter der Form

einer Schutzschrift der Monarchie gegen die Beamteten offenbar Revolution gepredigt wurde, es hieß: »wenn der Staat nicht in Allem zum Alten zurückkehrt, wird der Adel sich wie in Belgien mit der Geistlichkeit verbinden!« Harthausen ward zur Untersuchung gezogen, allein er eilt nach Berlin, bringt das Memoire dem Kronprinzen, welcher Ansprechendes darin findet, und die Sache wurde niedergeschlagen. Ein Exemplar dieses gedruckten Manuscriptes mußte wohl in die Hände eines monarchisch Gesinnten gekommen sein, denn er ließ das Wichtigste daraus abdrucken und irre ich nicht, so war der Titel: »Worte eines Gläubigen in Deutschland.« Der Herausgeber warnte nebenbei die Monarchie vor den aristokratischen Umtrieben. Ich vermuthete, man würde diesen Mann bald kennen lernen, da er vom Staate belohnt zu werden verdiente, indessen hörte ich nur durch meinen Buchhändler in Stettin, Herrn Gutberlet, daß die Broschüre verboten worden sei.«

»Unterdessen geschah, was voraus gesagt war; die erzbischöfliche Reaktion kam und der Adel trat für den Erzbischof auf. Darüber aber starb der König, und nun nahm die Sache eine ganz andere Wendung. Als ich einen westphälischen Adligen bei Gelegenheit fragte: »warum bei dem jetzigen Landtage in Westphalen nicht auf die Verfassungsfrage zurückgekommen worden sei?« erhielt ich zur Antwort: »Jetzt hat sich

der Stand der Dinge ganz geändert, wir bedürfen unserer früheren Anträge nicht mehr, denn der König giebt dem Adel, was er wünscht, und der Geistlichkeit auch.«

»Mein Mann sagte mir,« unterbrach die hierauf erfolgende Gesprächspause unsere schöne Reisefährtin, »Preußen sei in der That zu keiner Konstitution reif; dies zeige sich überall auf allen Landtagen. Man wolle selbst da nirgend an eine Deffentlichkeit. Einer seiner Freunde habe ein Journal für Provinzialstände gegründet, worin Landtagsinteressen besprochen werden sollten, allein von keiner Seite kamen ihm Zeichen der Theilnahme.«

»Ihr Herr Gemahl hat gegenwärtig noch vollkommen Recht, schöne Frau,« sagte der Graf, »ich kenne die erwähnte Zeitschrift, die ein gewisser Reaube gründete, es waren sehr gute Sachen darin; indessen bin ich der Meinung: daß eben, weil der Konstitutionsangelegenheit vom verstorbenen Könige kein direkter Widerstand entgegengesetzt wurde, die Sache von keiner Seite kräftig angeregt wurde. Anders dürfte es kommen, sobald das Gegentheil vom jetzigen Monarchen befolgt wird. Je lebhafter seine Abneigung sich äußert, desto lebhafter wird sich die intelligente Partei im Staate erregt fühlen, und um so zahlreicher dürfte die Theilnahme dafür werden. Die Menschen begehren zumeist, was ihnen streng verweigert wird.«

Als sich bald hierauf das Gespräch nochmals auf die Beamteten wandte, sagte Frau F.:

»Unser Hausarzt, Dr. E., gehört auch zu den geschworenen Gegnern des Beamtenwesens und zieht namentlich stets arg gegen vorkommende Beamtenphilisterei — wie er sich ausdrückt — zu Felde. Er behauptet: ein Beamtenphilister sei das unter den Philistern, was die Doppelbiere gegen die Einfachen seien. Dies Volk klagt beständig, keine Zeit zum Fortstudiren zu haben, und sitzt doch täglich regelmäßig fünf Stunden beim Kartentische. Freilich muß dergleichen sich wundern, wenn geistig regsame Kollegen neben getreuer Erfüllung ihrer Amtspflichten dennoch Augenblicke erhaschen, in denen sie durch Lektüre sich geistig fortbilden, oder etwa durch schriftstellerische Thätigkeit Beweise von Regsamkeit ablegen. Da heißt es gleich: es ist nicht anders möglich, der Mann muß sein Amt vernachlässigen.«

In Schwedt verließ uns Herr K., was wir aufrichtig bedauerten; an seinen Platz rückte ein Justizbeamteter aus Berlin, der Stettin besucht hatte, um bei den dortigen Gerichten in einer Rechtsache zu verhandeln. Er hatte bis jetzt vorn im Kabriolet gesessen und wir waren nur bei dem Pferdewechsel auf der Station einander zu Gesichte gekommen.

Unter den praktischen Juristen hatte ich schon früher in Preußen recht lebensgewandte Leute kennen ge-

lernt, die den Bopf so ziemlich abgelegt; auch dieser Herr Justizrath F. . . gehörte zu der Zahl. Sobald wir nur das Thema Gerechtigkeitspflege anshlugen, floß der Mann über in den ergößlichsten Variationen, von denen mir leider die meisten entfallen sind. Was ich behielt, lasse ich hier folgen, so weit es mein Gedächtniß festgehalten.

»Einer unsrer Justizkommissarien schrieb an das Gericht, ohne den gesetzlichen Submissionsstrich gehörigen Orts anzubringen, und wurde deshalb zur Rede gestellt. Ohne sich lange zu besinnen, malte er einen ganzen Bogen voll solcher Submissionsstriche und sandte sie nachträglich zu den Akten ein, womit die Behörde genug hatte. Nicht so wohlfeilen Kaufes kam einer meiner Freunde, der Justizkommissar N., bei dem Land- und Stadtgerichte zu W. davon; auch er hatte den fatalen Submissionsstrich anzubringen verfehlt und es ward ihm angedeutet, man werde bei nächster Unterlassung die gesetzliche Strafe verfügen. Der Fall trat auch bald genug ein, und Freund N. ward mit zwei Thalern in Ordnungstrafe genommen. Er beschwerte sich deshalb beim Oberlandesgericht und der Dezernent erkannte gegen ihn, bemerkte jedoch: es stehe ihm frei auf gerichtliche Untersuchung anzutragen. Dies that N. und dasselbe Oberlandesgericht verurtheilte ihn zu zwanzig Thaler Strafe. Nun ergriff er das Rechtsmittel dagegen, welches ihn freisprach.«

»Ein Dieb riß den Ofen aus der äußeren Wand und gelangte dadurch in ein Zimmer, das er bestahl. Das berichterstattende Mitglied hielt dies für Ausübung von Gewalt. Der Präsident aber sagte sehr barsch: »Es ist nur Anwendung von Kraft und keine Gewalt.« Man stimmte ab, der Jüngste sprach: Hm! Hm! die Andern — secundum ordinem!«

»Dieser Kraftpräsident war einer der berühmtesten Juristen eines wohlbekannten Staates. Der Minister Mühler hat die Bahn gebrochen, solchen Leimsiedereien ein Ende zu machen, durch Einführung des öffentlichen, mündlichen Verfahrens; aber unsere Juristen thun alles Mögliche, die gute Absicht zu hintertreiben. Ihre gewöhnliche Redensart ist: »Er bessere an dem Gebäude, anstatt ein Neues zu errichten.« Eigentlich aber fühlen sie nur zu sehr, wie oft sie sich mit ihrem Haarspalten bei einer öffentlichen Verhandlung bloßstellen müßten, und sie erröthen lieber — wenn es denn sein muß — vor dem Papier als vor lebenden Zeugen.«

»Ein anderer Fall ereignete sich beim Oberlandesgericht zu B—g. Es kam ein Gut zur Subhastation, wobei bekanntlich der zehnte Theil der Kauffumme von den Bietenden als Kaution erlegt werden muß. Der eine Ansteigerer legte fünf Kassenbeutel hin, jeder zu 1000 Rthlr.; der Andere soviel Pakete in Kassenanweisungen; der Dritte Staatsschuldscheine und end-

ich ein Viertel Pfandbriefe. Letzterer blieb Meistbietender und seine Kaution blieb gerichtlich deponirt; jedoch fand sich bei genauer Untersuchung unter den Pfandbriefen Einer, der von einem Magistrate anstatt von einem Gerichte außer Kurs gesetzt war. Am folgenden Tage wurde dieser Pfandbrief durch einen andern ersetzt und der Zuschlag des Gutes wandte Nullität dagegen ein, und das höchste Gericht entschied: daß das Zuschlags-erkenntniß nichtig sei, denn in dem Augenblicke, wo das Meistgebot geschehen, wäre die Kaution nicht vollständig gewesen. Nach dieser Entscheidung würde ebenfalls Nichtigkeit eingetreten sein, falls der Käufer 5000 ₰ in baarem Gelde deponirt und sich später unter der Summe ein falscher Silbergrofchen vorgefunden hätte, und das Gericht würde auf gleiche Weise zu erkennen genöthigt gewesen sein.«

»In Rußland,« fügte ich hinzu, »hat bekanntlich Niemand Recht zu verlangen, sondern nur zu erbitten; daher jedes Gesuch an eine Behörde in einer auf Stempelpapier geschriebenen Bittschrift angebracht werden muß, wozu für alle möglichen Fälle bestimmte Formulare existiren, deren Kenntniß nur ein Bewandter zu erfüllen vermag. Die Anfertigung solcher Bittschriften ist dem Personale der verschiedenen Kanzleien gestattet, und sie treiben damit ein, ihren kargen Gehalt ergänzendes Geschäft. Kommt nun Jemand, der aus Unkenntniß oder weil er kein Geld daran

wenden mochte oder konnte und der die Bittschrift selbst angefertigt, so wird stets genau vor allen Dingen untersucht, ob die Form vollkommen erfüllt sei. Fehlt nur ein Komma oder ist die größte Geringsfügigkeit zu viel oder zu wenig da, gleich giebt man die Bittschrift zurück, mit dem kurzen Bescheid: »Niet pa formu!« (Nicht nach der Form). Auf Weiteres läßt man sich niemals ein, und der Bittsteller mag nur immerhin ein neues Stempelpapier kaufen und thut am besten, geht an die rechte Quelle, in die Kanzlei zu gehen, um der Form Genüge zu leisten. Man wird ihm allerdings jetzt mehr abnehmen, als wenn er sogleich zur rechten Schmiede gekommen wäre, indessen dürfte fernerer Troß noch weit nachtheiligere Folgen nach sich ziehen!«

„Tout comme chez nous!“ sagte lachend der Justizrath. »Ich könnte mit den ergößlichsten Beweisstückchen auch in dieser Hinsicht aufwarten; wir hängen am Formenwesen auf eben so entsetzliche Weise, wie an den Aktenkonvoluten. Der Justizminister ging wohl vom richtigen Gesichtspunkte aus: es sei in den meisten Fällen für das Publikum wichtiger zu wissen, daß eine Sache entschieden, als wie dies geschehe. Darüber geriethen unsere meisten Juristen jedoch in offenbare Verzweiflung; sie schrien Ach und Weh! während Engländer und Franzosen die wichtigsten Prozesse auf den bloßen mündlichen Vortrag der Par-

teien entscheiden, ohne vorher ein Aktenstück gesehen zu haben. Man behauptet, dies in Preußen besser zu verstehen, und nennt die Art und Weise des Papierverwüstens »Gründlich arbeiten!«

»Sollte dies aber nicht wirklich der Fall sein?« warf ich ein.

»Die Erfahrung spricht gewiß wenigstens in eben so viel Fällen dagegen, als sie in England und Frankreich gegen das dortige Verfahren sprechen mag,« lautete des Justizrathes Erwiderung und der Graf fügte hinzu:

»Einer meiner Freunde, ein sehr hochgestellter Justizbeamter, den ich als geistreichen, hochgebildeten Mann schätze, sagte mir einst: »Wenn Jemand zu mir kommt und vorstellt, diesen einfachen Prozeß muß ich nach bestehenden Gesetzen gewinnen!« und ich selbst kann nach bestem Gewissen, so wie nach bester Kenntniß der Gesetze, nur derselben Meinung sein; so sehe ich demohngeachtet die Sache noch keineswegs für entschieden an, und muß zugeben, daß man niemals mit Gewißheit eine Entscheidung voraussehen kann, es mögen die Fälle oft auch noch so klar erscheinen!«

»Dies sind ja Geständnisse, daß einem die Haut schauern möchte!« schaltete unsere schöne Reisegefährtin gelegentlich lächelnd ein.

Der Justizrath fuhr fort, zu berichten:

»Ein katholischer Geistlicher im Großherzogthum

Pöfen verweigerte einem beichtenden Bräutigam die Absolution, wenn er nicht gelobe: die Waffen für die Kirche zu ergreifen, zur Befreiung des eben gefänglich eingezogenen Erzbischofs. Der Bräutigam erzählte den Vorfall einem seiner Freunde; das Gerücht gelangte weiter und führte gerichtliche Untersuchung herbei, deren Erkenntniß folgendermaßen lautete: der geistliche Inculpate habe kein Verbrechen begangen, da nicht erwiesen, daß die Waffen gegen den Preussischen Staat hätten ergriffen werden sollen; der Geistliche könne ja eben so gut die Türken mit seiner Aufforderung gemeint haben und seinen Beichtsohn gegen diese anmiren wollen, wogegen rechtlich nichts einzuwenden wäre. Diese Entschuldigung erging von einem Kollegium, das aus lauter Evangelischen bestand, die gegen den katholischen Unfug gestimmt waren; es lag mithin kein Betrug oder irgend eine Bestechung zum Grunde, sondern die Entscheidung war lediglich Produkt der lieben Einfalt; dieser allein muß das salomonische Urtheil zugeschrieben werden. Man kann in den meisten Fällen behaupten, daß die Minorität der Richter in Preußen Recht habe.«

»Gegen so tiefe Gründlichkeit konnte nur die öffentliche Stimme, wenn sie erlaubt gewesen wäre, etwa durch ein schallendes Gelächter mit Erfolg auftreten; denn hätte der Minister auch als Aufsichtsbehörde eine solche Entscheidung tadeln wollen, so würde

ihm entgegnet worden sein, es stehe ihm nicht zu, auf richterliche Entscheidungen Einfluß zu äußern. Zum Glück hat der Minister Mühler die Einrichtung getroffen, daß jetzt die Staatsbehörde gegen freisprechende Erkenntnisse auf Verschärfung der Strafen antragen darf. Vielleicht wäre unter solchen später eingetretenen Umständen das hochweise Erkenntniß geändert worden, wenn nicht die bei der Thronbesteigung ertheilte Begnadigung dem Verklagten zu Hülfe gekommen wäre.«

»Ein ander Urtheil ist nicht minder interessant.«

»In einem Vertrage, der 1804 zwischen einer Gutsherrschaft und ihren Bauern geschlossen wurde, bestimmte man: die Bauern des Dorfes A. thun die Dienste so lange, als dies Dorf von dem Dorfe B. (welches demselben Herrn gehörte) nicht separirt wird.«

»Im Jahre 1825 gehörten zwar die Dörfer noch immer ein und demselben Herrn, allein die Bauern von A. verweigerten der Herrschaft die Dienste, weil unterdessen das Gesetz ergangen war, wonach die gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse separirt werden dürfen. Es versteht sich, daß die vom Könige verordnete Separation einen ganz andern Sinn hatte, als die, von der 1804 im Vertrage gesprochen war, zu welcher Zeit an eine Separation der Dienstleistungen vermitteltst ausgleichenden Gewährungen nicht gedacht wurde.«

»Dennoch entschied der Richter in der ersten und zweiten Instanz: »daß die Dienste fortzuleisten, indem noch keine Trennung beider Güter stattgefunden und die aus dem allgemeinen Gesetze freistehende Ablösung von Diensten darauf gar keinen Bezug habe.«

»Erst in dritter Instanz entschied das geheime Ober-Tribunal endlich mit gesundem Verstande: »daß die Dienste wegfallen könnten, indem die Separation aus dem Gesetze eingetreten!«

»Wer denkt dabei nicht an das klassische: »Burschenschaft bleibt Burschenschaft!« nur müßte es in diesem Falle heißen: »Separation bleibt Separation!«

»Doch derlei Einfalt ist noch erträglich, es ist doch nicht gerade böser Wille dabei; allein auch in dieser Beziehung zeigen sich bei uns, gelindest gesagt, mittelalterliche Junstimpertinenz. Hier nur zwei Fälle:

»In einem preußischen Gerichtshofe trug ein Mitglied auf das Gesuch einer Partei bei einer freiwilligen Verhandlung vor: daß dem Gesuche in zwei Arten Genüge geleistet werden könne nach dem Gesetze, das beide Formen vorschreibe. Er trage darauf an, es auf die Weise zu thun, welche der Bittsteller wünsche.«

»Der Präsident entgegnete: »Wir thun es gewöhnlich auf die andere Art!« Hierauf bemerkte der Vortragende: »Wir würden aber der Partei eine große Gefälligkeit erweisen, wenn wir es auf die andere Weise

thäten.« »D!« entgegnete der Präsident: »Wir sind nicht hier, um den Leuten einen Gefallen zu thun!«

»Im Jahre 1836 kam eine Kabinetsordre, wonach da, wo es auf Bezeichnung der Religion ankam, die Religion der Juden nur die jüdische genannt werden sollte. Dies legte das Oberlandesgericht zu \* \* auf seine Weise aus, und schrieb demzufolge nicht mehr wie bisher: an Se. Wohlgeboren den Herrn Dr. Schweizer, sondern: An den Juden Schweizer, Dr. zu \*\*\* Der beschwerte sich indessen darüber, worauf ihm eröffnet wurde: so befehle es die Kabinetsordre! Glücklicherweise wurde aber das hochweise Kollegium vom Minister eines Bessern belehrt.«

»Dieselbe Kabinetsordre hatte Befehle, daß sich die Juden keiner Fürstennamen bedienen durften. Nun gab es viele Anfragen bei den Instanzen, welche Namen den Juden nicht erlaubt wären. Mancher zweifelte z. B. ob: Johann, Maria, Joseph u. s. w. jüdische Namen seien oder nicht!«

»Die Verschrobenheit mancher unserer Kollegien erstreckt sich bis in die geringsten Details des Geschäftsganges. So bekommt der Aktuar nach der Sporeltaxe vom 3ten August 1815 für das Heften eines jeden Aktenstückes  $2\frac{1}{2}$  Sgr. Das Stadtgericht zu G. ließ den Aktuar von jeder einzuheftenden Piece diesen Betrag an Heftgebühren liquidiren, und als der Kommissar deshalb auf einen Verweis des Gerichts

antrag, fand das letztere Oberlandes-Gericht gar nicht, daß dies eine so falsche Ansicht des Gesetzes gewesen sei. Es konnte mithin nicht ein Aktenstück von der Piece unterscheiden.«

»Auf das Publikum ward nirgend Rücksicht genommen und es hatte durchweg den Anschein, als solle das Publikum auf alle Weise abgehalten werden, Gerechtigkeit zu suchen; so wurden die Parteien auch bis in die geringsten Details mit Sporteln überhäuft, bis Mühler Minister wurde und im alten Sauerteige energisch wirthschaftete. Ein Gericht von acht Mitgliedern durfte vorher alle Briefe durch einen Gerichtsboten in seinem Bezirke umhertragen lassen und das Botenlohn wurde vom Orte des Gerichts bis zum Adressaten angelegt, wodurch ein solcher Bote sich jährlich oft bis auf tausend Thaler und drüber stand. Dies dauerte an vielen Orten so lange, bis Mühler den Botenlohn für alle Briefe, ohne Rücksicht auf die Entfernungen, fixirte, und es fand sich höchst selten ein Dirigent, der die bestehende Verordnung ausführte: »das Botenlohn für die ganze Reise, auf sämtliche zu befördernde Briefe zu vertheilen!« Wäre dergleichen nur geschehen, um die Gerichtsfälle zu vermindern, oder hätte man damit bloß muthwillige Prozesfanten getroffen, dann hätte die gute Absicht wenigstens durchgeleuchtet; allein in einer Zeit, wo es, wie z. B. noch vor ganz Kurzem in Westphalen, hin-

reichte, daß eine Frau sich am Sonntage Vormittag einige Mohrrüben aus ihrem Garten zur Bereitung des Essens zu holen, um von einem Gensdarmen denunzirt und zur gerichtlichen Untersuchung gezogen zu werden, da sind dergleichen Prellereien himmelschreiend!«

Ueber das Betragen der Beamten in Preußen führte der in allen Gegenden des Staates genau bekannte Justiz-Rath die lebhaftesten Klagen und sagte: »Man betrachtet sich niemals und nirgends als das, was wir doch eigentlich sind und sein können, nemlich als Diener des Staates und seiner Bürger, sondern vergißt ganz, daß das Publikum nicht unfertwegen da ist, vielmehr der umgekehrte Fall stattfindet. Daher auch die Scheu der Beamten, sich mit dem Publikum zu mischen, wodurch sie doch eigentlich allein von dessen Zuständen so genau unterrichtet werden könnten, als nöthig ist, um in ihren Angelegenheiten gerecht zu richten. Strebt ein Beamter nach gebildetem und bildendem Umgange, der außer dem Beamtenkreise liegt, so wird er allseitig von den Kollegen angefeindet. Es wird durchweg verlangt, man solle sich dem Angenommenen unterwerfen, gleichviel wie dies beschaffen sei, und dies heißt in vielen Fällen: so gemein werden als die Andern! Nebenbei schleppt sich die amtliche Stellung fast durchweg bis in alle außeramtliche Verhältnisse hinein; auch auf Ballen und bei andern geselligen Zusammenkünften mögte der Präsident

dem Rathe, dieser dem Assessor u. s. w. vortreten, vorschreiben, kurz — Befehle ertheilen. Nirgend gilt, was eigentlich Geltung haben kann und sollte: der gebildete Mensch. — Daran aber ist unsere deutsche, angeborene Unbehülflichkeit und Plumphechtereı schuld, die in der That bis ins Unglaubliche geht. Hier nur einen Fall:

»Einige Beamte einer Kreisstadt wurden von einem reichen Gutsbesitzer zu Mittag geladen und befanden sich eben in der Drangerie versammelt, um das Mittagessen zu erwarten, als eine sehr alte Dame aus der Nachbarschaft sich mit ihrem Sohne zum Besuche anmelden läßt. Der Hausherr eilt diesen Ankömmlingen entgegen, sie zum Essen einladend und ihnen mittheilend: welche Tischgäste er bereits habe. Die Dame lehnte indessen diese Einladung ab und bemerkte: wie sie nur gekommen sei, ihrem Sohne den schönen Garten zu zeigen und daß daheim ebenfalls Gäste ihrer harreten, weshalb sie bitte: der anwesenden Gesellschaft nicht vorgestellt zu werden, da sie dies länger aufhalten würde.«

»Der Gutsbesitzer führte nun diesen letzten Besuch schnell durchs Gewächshaus, wobei bloß gegenseitige Verbeugungen erfolgten, und sagte im Vorbeigehen: »Verzeihung meine Herren, ich bin im Augenblicke wieder bei Ihnen!« auch kehrte er in der That zu ihnen zurück, sobald er die letzten Ankömmlinge in

den Garten gebracht. Nun erklärt er seinen Gästen, die schon öfter bei ihm waren, weshalb er keine Vorstellung veranstaltet und bittet, Platz zu nehmen und das Diner zu beginnen, ihm aber zu gestatten, daß er noch auf einige Augenblicke seinen übrigen Gästen das Geleit geben dürfe. Da trat ein unter der Gesellschaft befindlicher Justizkommissar vor, der die sämtlichen Geschäfte des Hausherrn besorgte und davon keine geringe Einnahme bezieht und sagt: »Ich finde es sehr sonderbar, daß Sie uns dieser Dame nicht vorgestellt haben.« Der schneidende Ton, in welchem dies überdem gesagt wurde, fiel dem Gutsbesitzer auf und er erwiderte: »er glaube sich keine Vorschriften machen lassen zu dürfen, wie er sich in geselliger Beziehung zu nehmen habe.«

»Unter solchen Umständen werden wir uns empfehlen!« lautete des Justizkommissars Entgegnung und die Herren fuhren ab.«

»Am andern Tage erhielt der Gutsbesitzer ein Schreiben, worin der Justizkommissar ihm die juristische Hülfe aufkündigt. Nun schwebte aber ein wichtiger Prozeß und da bei dem Gerichte nur noch ein zweiter Justizkommissar angestellt war, dieser aber der Gegenpartei diene, so befand sich unser Gutsbesitzer gänzlich ohne Beistand vor Gericht, indem bekanntlich aus andern Kreisen keine dergleichen Beistände herbeigerufen werden dürfen.«

»Läßt sich nun wohl ein plumperes und dabei böswilligeres Benehmen denken, als das des Justizkommissars? Jeder, der nur die leisesten Begriffe von Lebensart gehabt, der nicht von aller Gutmüthigkeit abstrahirte, hätte in diesem Falle die Verlegenheit dem Hausherrn ausgleichen helfen müssen, statt sie zu vermehren.«

Graf R. bemerkte bei dieser Gelegenheit: »Hierzu könnte ich ein Paroli liefern, wenn ich das wiedererzählen wollte, was mir ein Freund aus Schlessien von dem Verfahren eines Bergamtes im Gebirge mittheilte. Dies unterstützt sogar bei seinen Untergebenen die mittelalterlich rohen Zunftmanieren, welche dieselben auf Unkosten der Einwohnerschaft der ganzen Gegend in Ausübung bringen.«

»Dies Benehmen wiederholt sich überall, wo Beamte vorkommen; man möchte dasselbe Erfolg eines gewissen esprit du corps nennen, der als Schattenseite alles Beamtenwesens heraustritt und uns deutlich darauf hinweist: daß die beste Verwaltungsweise stets die einfachste und natürlichste sein wird. Die Gemeinden sollen dahin geführt werden, ihre Interessen selbst zu vertreten, dadurch gewinnt die Nation unendlich an Kraft und Zeit, zwei Dinge, die nicht hoch genug angeschlagen werden können bei Individuum wie Nation!«

## Sechszwanzigstes Kapitel.

Berlin.

Ich habe Preußens Hauptstadt sehr oft besucht, ohne mich jemals daselbst heimisch fühlen zu können. Es wollte mir immer scheinen, als befände ich mich außerhalb Deutschlands. Wohin man tritt, überall kömmt uns etwas dem Deutschen Fremdes entgegen und fast mögte man behaupten: im düren Sande sei alles Gemüth, dieser Saft deutschen Lebens, ausgetrocknet. Berlin erstickt noch sicherlich einmal am Staube seiner Moquerie und Wikelei; es leidet empfindlich an der großen Schulmeisterei, die von hier aus ihre Fäden über das ganze Land zieht. Hier befindet sich die Hauptkaserne des großen Beamtenheeres, dessen stets korrigirendes Wesen, bis auf die Straßenjugend und das Straßenalter heruntergedrungen ist. Jeder kritisiert am Andern herum, ohne an sich zu denken, und das: Laßt uns besser werden! liegt Niemandem ferner, als dem Berliner, dem eine Eingenommenheit von sich stets im Leibe sitzt, die ihn ausblähet, gleich einem Brüllfrosch

(rana mugiens Merr). So wenig angenehm das Geschrei dieser Ochsen- oder Brüllfrösche für die Besucher Amerikas ist, eben so wenig spricht fast alle Nichtberliner das Wesen der Berliner an. Man belacht wol einen oder den andern witzigen Einfall, ohne zu jenem herzlich zwerchfellerschütternden Gelächter kommen zu können, das z. B. ein Wiener Spassettel so leicht bei uns erregt. Die Berliner Späße tragen alle den Stempel des Hohns, der Bosheit und Gemeinheit zu sehr an der Stirn, um in gleicher Art wohlzuthun. Dazu kommt noch, daß man von oben bis unten sich fortwährend wahrhaft abquält, witzig zu sein, wodurch selbst das einzeln auftauchende Gute an Werth verliert. Es ist erstaunlich, wie diese unangenehme Witzhascherei den Berlinern fast ausnahmslos anklebt.

Während indessen der entsetzliche Witzwurm selbst das nicht verschont, was dem Nichtberliner als das Heiligste, Unantastbarste, außer dem liebsten Ich, erscheint, geht aber die Toleranz gegen Letzteres wahrhaft in's Ueberraschende, und es hat fast den Anschein, als sei das eigene Fleisch dem Fräßer widerlich. Man könnte den garstigen Ausdruck »Ueberfressen« ganz besonders auf die Berliner in Anwendung bringen.

Ein hervorstechender Zug der Berliner ist die durch alle Klassen und Gesellschaften gehende Vergnügungssucht; ihr opfert man Alles, ohne eigentlich zum rechten Frohsinn gelangen zu können. Man hungert im

eigentlichsten Sinne durchweg, um Theater, Gesellschaften und andere Dinge mitmachen zu können. Darneben ist Keiner dem Andern vornehm genug, und dabei sieht doch immer nur wieder Einer auf den Andern herab. Der Gentleman drängt sich zum Adel, den er zwar nicht unbewizelt läßt, von dem er aber behauptet: man sehe ihm das Vornehme und Gebildete gleich an. Gegen dieses Vorurtheil weiß sich der Berliner offenbar noch keinen Rath; er versteht nicht in Betracht zu ziehen: wie verschieden die Bildungsstufen der Bürger sein müssen, da sie in so viele Klassen zerfallen; wie z. B. Handwerker, Kaufleute, Beamtete, Künstler und dergleichen mehr; während der Adel minder arm, mittellos, zahlreich und verschieden, mehr nach einer Richtung hin ausgebildet werden kann. Er übersieht, daß es trotz dieses begünstigenden Umstandes unendlich viel Fläße, Plumphechte und Tölpel unter dem Adel giebt; er übersieht dies, obschon die lebenden Beispiele in optima, das heißt im Gardekostüm und in anderer forma tagtäglich vor seinen Füßen sich herumtummeln; er übersieht, daß herabgekommene Arme vom Adel zu einer Versunkenheit gelangen, zu der es kein Bürgerlicher bringen kann; schon darum nicht, weil ihm der Abstand mangelt. So ist es, um nur ein Beispiel anzuführen, keinem Bürgerlichen möglich, eine Erbärmlichkeit zu erreichen, wie sie mir erst neulich auf einer Reise begegnete. Unter den Passagieren auf einer

Schnellpost befanden sich auch ein reisender Handlungsdiener der gewöhnlichsten Art, versteht sich bürgerlicher Abkunft, und ein alter adeliger Capitain in Uniform. Der Ellenritter hielt den Martiszünger stets frei in Wein, Schnaps und dergleichen, was dieser dadurch vergalt, daß er den albernen Burschen fortwährend, und augenscheinlich um ihm zu schmeicheln, mit »gnädiger Herr« anredete!

Gegen diese adelige Nichtswürdigkeit kömmt keine bürgerliche Erbärmlichkeit auf, das lasse ich mir nicht nehmen!

Ganz im Gegensatz zum — ich möchte fast sagen — Nationalcharakter der Deutschen spricht sich im Berliner aller Stände und Klassen eine Ostentation aus, die höchst lobenswerth sein würde, wäre sie nur eben nicht berlinisch, sondern deutsch, und wäre nur mehr dahinter! Aus dieser hervorstechenden Ursache ist denn auch alle sogenannte Gefelligkeit oder Gastlichkeit in Berlin höchst langweiliger Natur; sie erinnert mich an den alten Claudius und sein Rheinweinlied und läßt sich dessen Gewächs der Thüringer Berge in Vergleich bringen, wobei man auch nicht fröhlich sein kann.

Möge es mir vergönnt sein, hier auch eine Meinung in Betreff der zahlreichen hiesigen Ordensverleihungen auszusprechen.

Besucht man berliner Gesellschaften, oder beachtet

nur die Straßenfrequenz, so stößt man, wie in Petersburg, auch hier fast nur ausnahmsweise auf Nichtbeordensbänderte oder mit Orden Behangene unter den hommes de qualité. Ich halte mich fest überzeugt, daß man Oben sehr wohl die Unzuträglichkeit und sogar Nachtheile des Ordenswesens eingesehen und jetzt die Sache nach homöopathischen Grundsätzen betreibt, das heißt, sie durch sich selbst bekämpfen läßt.

Fast will es scheinen, als befolge man ein gleiches Verfahren bei dem Beamtenwesen, obschon die gleiche Zweckmäßigkeit sehr in Zweifel zu ziehen sein dürfte; man vermehrt dadurch nur die Macht jener ohnehin schon furchtbaren Bürokratie, die nur im Dienste ihrer eigenen Interessen steht. Sonst hätten unsere Minister nur etwa zwei Räte; jetzt — ganze Kollegien von wirklichen Ober- und Geheime Räten, lauter Leute, denen das Prädikat »überstudirt« fast durchgehends an der Stirn geschrieben steht.

Bei Gelegenheit der Huldigungsfeierlichkeiten machte der König die unwiderleglichste Erfahrung: daß die sicherste Polizei im Volke selbst liege und also auch am besten von ihm selbst in Ausübung gebracht werde. Alle Polizeiverwaltung war während der Festlichkeiten suspendirt und Alles ging ohne Störung vorüber. Die erste Nützlichmachung der Berliner Polizeibehörde war das Verbot — der Kindernachäfferei der Aufzüge u. s. w. —

Aber vielleicht hat man alle Urfach zu verhindern, daß die Polizeibeamten selbst in's Volk zurück treten und hält sie auf der Stelle, wo sie eben stehen, am wenigsten gefährlich.

Man spricht hier viel von Erledigung des Presszwanges, indessen sind es auch in diesem Punkte die Beamten, welche sich am hartnäckigsten dagegen stemmen, und wirklich würde es bedenklich um manche Stellung in der Beamtenwelt aussehen, dürfte die Nation sich frei aussprechen. Vor der Hand dauern in Preußen die Bücherverbote noch immer fort; ein Beweis: daß man die engen Prinzipien der bundestäglichen Censur noch viel zu weit findet und daß auch hierbei die Theorie über die Praxis den Sieg davon trägt; denn letztere lehrt auf das Ueberzeugendste, wie durch derlei Verbote gerade das Gegentheil von dem erreicht wird, was man beabsichtigt. Selbst wenn die Buchhändler alle gewissenhaft dem Verbote nachlebten, was bekanntlich arg in Zweifel gezogen werden muß, so werden die vor dem ergangenen Verbote ausgegebenen Exemplare hundertfach mehr gelesen und laufen privatim um so häufiger um, als wenn die Sache unberücksichtigt geblieben wäre. Die Kunst des Ignorirens exekutirt aber überall derjenige am schwerfälligsten, welcher sich getroffen fühlt! — Die Presse übt da am wenigsten Macht aus, wo sie am freiesten, ja sogar am frechsten ist. Umwälzungen, die durch die

Presse zum Ausbruche gebracht werden sollen, müßten auf andere Weise vorbereitet sein und werden durch das Geschrei der Schreibenden weit eher gemildert und behindert, als gesteigert und befördert. Die That wird nur von der Handlung vollbracht und die da reden, sind immer die am wenigsten zur Handlung Geneigten gewesen. Wann wird man endlich diesen unumstößlichen Erfahrungssatz würdigen lernen?

Eine gesättigte Menge ist nicht durch Worte aufzureizen und spiegelte man ihr auch noch so herrliche Gerichte vor. In Deutschland nun vollends ist dies rein unmöglich! Umgekehrt aber, wird ein leerer Magen durch die schönsten, täuschendsten Worte und Vorspiegelungen höchstens nur hingehalten, bis er um so heftigere Anstrengungen macht, um gefüllt zu werden.

Wie ich mir erzählen ließ, schützt des jetzigen Königs bekannter, scharfer Witz ihn nicht vor dem Heere der Schmeichler, und läßt er hin und wieder auch Einen ablaufen, so sind hundert Andere da, um dasselbe nichtswürdige Spiel zu wiederholen. Dies ist der Fluch der Throne, und Gott schenke dem Könige fortdauernde Kraft, dem Gesippe gehörig Widerstand entgegenzusetzen. Möge sich nie Bitterkeit oder Geringschätzung gegen die Menschheit in seinem Charakter erzeugen durch dies heillose Getriebe.

Uebrigens urtheilt das Publikum vom Könige hier so verschieden als möglich. Einige halten ihn für einen

unbedingten Adelsprotektor; nach Andern ist er ein eifriger Hengstenbergianer; wieder Andere sagen: er sei im Gegentheil sehr freisinnig; Etliche behaupten: er neige sich im Geheimen zum Katholizismus, und was die Leute alles wissen und meinen. Gerade daß er keiner Partei eigentlich fest und ausschließlich sich erklärt angeschlossen zu haben scheint — verräth meines Erachtens seine Absicht: Alle in möglichster Freiheit gewähren zu lassen, und dies wäre vielleicht das Uebelste nicht; obschon Altbärte behaupten, daß es besser sei, ein Regent befolge ein bestimmtes System. Sicher ist und bleibt die große Zugängigkeit seiner Person, wodurch er sich vortheilhaft von seinem verstorbenen Vater auszeichnet, dem zu nahen bekanntlich äußerst schwer hielt.

Von Unterrichteten wurde mir versichert: der Pietismus erhebe sein Haupt immer mehr in der Hauptstadt, so wie im ganzen Lande, und Berlin wimmelte von Werbern für diese kopfhängerische Partei. Nach Briefen, die ich kürzlich aus Schlessien empfang, fahren und wandern auch dort dergleichen Werber für das Reich der Frommen auf Erden umher, man nennt sie zuweilen Lämmelmacher; ein recht passender, bezeichnender Name! Nun, ich begreife nicht, weshalb man diesen Leuten nicht auch ihre Weise lassen mag, sofern sie eben nur die Ueberredung in Anwendung bringen dürften. Andern steht ja dasselbe Mittel zu Gebote.

Was mich betrifft, ich begehre nichts als Toleranz meiner Individualität und respektire dormalen gern jede andere, so sehr sie auch von der meinigen abweichen mag. Nichts ist mir mehr zuwider, als russischer Zwang, eben weil es dabei nur auf Außenseiten abgesehen sein kann. Die Sucht, äußerlich Alles unter einen Hut zu bringen, soll meinetwegen auch gelten, allein man bleibe mir hübsch mit allem Zwange vom Leibe!

Der größte Unsinn ist der Gedanke: eine Religionsform zur alleinherrschenden machen zu wollen. Frei lasse man wenigstens den Glauben walten, damit doch nicht Alles zum Scheine werde auf dieser Welt; damit man doch in einer Hinsicht darauf rechnen könne: Aufrichtigkeit bei Menschen zu finden. Bei den Gleichmachungen erzielt man im besten Falle doch nichts als kraft-, saft- und geschmacklose Wassersuppen, an denen selbst Mephisto keinen Gefallen finden könnte.

Es charakterisirt unsere protestantische Geistlichkeit sehr gut, ihr Aerger über etwaige Bestrebungen der Lämmelmacher und Katholiken: Schaafse fremder Heerden an sich zu locken. Wäre es ihnen lediglich um die Sache zu thun, sie würden dergleichen Werbungen durchaus kein Hinderniß in den Weg legen, vielmehr froh sein über eine so harmlose Reinigungsgelegenheit. Eine kleine, aber tüchtige Anzahl ist von größerem

Werthe und ungleich bedeutenderer Macht, als eine schwache, schwankende Menge; dies bestätigt sich bei jeder Meinungsvertheidigung!

Einer meiner Freunde, ein großer Taubenliebhaber, der sich eher in die Nase beißen ließe, ehe er eine werthgeschätzte Taube verkaufte oder schlachtete; pflegt ohne Unterschied jeder den Hals umzudrehen, die fremde Schläge frequentirt. Nun läßt sich zwar von diesem Beispiele keine direkte Nuzanwendung machen, schon wegen Königlich Preussischen Kriminalkodex §§. u. f. w., indessen die praktische Anwendung der Geringschätzung ist Gottlob noch Niemanden verwehrt, mithin —

Einer meiner hiesigen Freunde klagte: daß die Demagogenriecherei auch beim jetzigen Könige wieder anzukommen suche und nannte neben den Beamteten besonders den Adel als die Verdächtiger des Volkes. »Als ich neulich« — erzählte mein Freund — »mit einem adeligen Gutsbesitzer von meiner Bekanntschaft in der Provinz zusammenkam, hielten wir folgendes Gespräch:

Er. »Wie geht's, verehrter Freund?«

Ich. »Gott sei Dank, ganz gut!«

Er. »Aber die Demagogen, die Revolution wollen«

Ich. »Wo stecken denn diese? Sind's etwa die Bauern?«

Er. »Bewahre! die haben's jetzt nur allzu gut!«

Ich. »Nun also die Bürger?«

Er. »Um des Himmelswillen, Nein! die haben ja leider großen Sitz und Stimme im Landtage; man soignirt sie auf alle Weise; sie werden immer reicher, mächtiger und denken an kein revoltiren.«

Ich. »Eh! Sie werden doch nicht etwa gar den Adel verdächtigen wollen?«

Er. »Sie scherzen, Vortrefflichster! Se. Majestät thun ja das Möglichste für uns; wir sind es nicht, die dem Könige an die Krone wollen, es sind die Demagogen! Ach! welch schlimme Zeiten!«

Ich. »Nun da weiß ich in der That nicht, wo Sie Ihre Demagogen herkriegeln wollen, denn unmöglich können Sie die Handvoll Gelehrten oder Studenten in Verdacht haben. Ich aber will Ihnen offen sagen, wo meine Demagogen stecken. Der malkontente Adel allein ist es, der Demagogen riecht, weil er seinem Angstschweiß selbst so nahe ist, der vergossen wird, um nur möglichst schnell alten mittelalterlichen Feudalunsinn wieder herbeizuziehen; dieser malkontente Adel allein ist's, der aus dieser Ursache überall Demagogie treibt und conspirirt.«

Er. »Mein Himmel! wie ist mir denn? höre ich recht? solche Worte aus Ihrem Munde?«

Ich. »Ja! und das mit vollem Rechte und voller Ueberzeugung. Ich sage Ihnen noch mehr: dieser malkontente Adel wird, wenn er wirklich die Oberhand bekommen sollte, den völligen Sturz alles Adels

und leider auch des echten herbeiführen! Zum Glück aber, giebt es noch Männer, die besser verstehen, was dem Adel sowohl als dem Allgemeinen frommt und die beides wahrzunehmen wissen und wissen werden.«

»Mein Mann stand wie angedonnert und ich hatte mein Vergnügen über seine Bestürzung, sowie ich mich zuvor über seine Dummheit geärgert.«

Wohl wäre zu wünschen, daß derlei Unrathschnüffler stets auf solche Männer stießen, leider aber sind diese sehr dünn gesäet, zumal in Berlin; wo alles sich wie anderswo nur zu den Extremen drängt und schiebt. Diese Erscheinung liegt in der Natur des Menschen, wie im Laufe der ganzen Schöpfung und es ist an kein Aufhalten zu denken; so niederschlagend auch die Erfahrung davon auf den Beschauer wirkt, er muß sie vor sich gehen lassen, als in der Natur der Dinge liegend. So betrachten wir auch die natürliche Aufeinanderfolge vom Süßen zum Bittern, von der Freude zum Schmerz, endlich vom Leben zum Tode; wir leiden dabei, kummern und grämen uns und mühen uns ab, es zu ändern, weil wir — Menschen sind, die auf ihr bißchen Verstand sich mehr einbilden, als sie Ursach hätten.

Ich darf mich nicht von Berlin trennen, ohne einer kleinen, aber gewichtigen Schaar gesinnungsvoller Männer gedacht zu haben, die mitten im indolenten Residenzgetriebe echt patriotische Gemüther zu erhalten

wußten; sie ragen als treffliche Ausnahmen von der bedauerlichen Regel hoch aus den Massen und sind zu gekannt, als daß ich nöthig hätte, ihre Namen anzuführen. Wenn vermöge des Eisenbahnknotens Berlin noch um eine Bevölkerung von 100,000 Seelen zahlreicher geworden sein wird, wenn dieser unruhige Zufluß seine Einwirkungen auf die ältere Bevölkerung geltend gemacht, dann wird man in Erfahrung bringen, daß wahrer Patriotismus niemals unter Optimisten zu finden ist, obschon diese dormalen jede Opposition zu verdächtigen wissen.

## Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Reise von Berlin bis Salzbrunn.

Meine Reisegesellschaft nach Crossen, bis wohin ich mit der großen Berliner Schnellpost ging, bestand in einem verliebten jungen Ehepaare, einem ehrsamem Bürger aus Breslau und zwei jüdischen Handelsleuten, ebenfalls aus letztgenannter Stadt. Man wird hienach ermessen, wie ungenießbar diese Umgebung für jeden Gebildeten sein mußte. Der junge Ehemann zischelte beständig seinem — wie es schien — so albernem als hübschen Weibchen allerhand Dinge in's Ohr, die hoffentlich ihrem Fassungsvermögen angemessen waren. Der Bürgermann wußte nur von schlechten oder guten Bierforten zu reden, die er da und dort gefunden, und die Juden — die hielt ich aus Erfahrung fern und in Respekt; hatte also diesem approbaten Manoeuvre zu danken, daß sie mich mit ihrem Schachergeschwätz wenigstens in sofern verschonten, als ich nur zuzuhören brauchte. Dergleichen Unglückliche konzentriren all ihre oft große geistige Intelligenz,

um darauf materiellen Gewinn zu machen. Das Christenthum müßte in unsern Tagen nicht das Christenthum unserer Tage sein, sollten nicht die größten Nachtheile von einem so völligen Untermischtleben mit Juden sich endlich herausstellen. Schon jetzt ist bei uns die größte Masse dermaßen von dieser entsetzlichen Richtung durchdrungen und infizirt, daß wir nur noch Christen in der Theorie genannt zu werden prätendiren können, während unsere Praxis schon ganz jüdischer Natur ist. Mögen wir von unsern Theologen Abgeordnete überall hinsenden, um neue Lympher des Christenthums aufzusuchen und es uns zu inokuliren, wir bleiben ein gekuhpocktes Geschlecht, dem die Hauptsache »Energie« mangelt. Unser glattes Gesicht behagt uns viel zu sehr, als daß wir etwas davon aufs Spiel setzen sollten, indem wir uns einer natürlichen Blatterkur unterzögen. Man sehe nur unsere sogenannten Frommen an, was es eigentlich mit ihnen ist, wenn es handeln heißt! Wenn Christus heut unter uns wieder aufträte, er würde uns mit Skorpionen geißeln und sich seiner schönen Stiftung schämen müssen.

Es scheint nicht meine Bestimmung zu sein, vor Ennui zu sterben, denn ich gelangte körperlich ganz wohlbehalten, wenn auch geistig maltraitirt, in Crossen an. Eine Personenpost brachte mich als einzigen Passagier nach Sagan und hier nahm ich Extrapost nach Muskau, dieser reizenden Dase in einer unglaublich

tristen Umgebung. Hätte Fürst Pückler nichts als diesen Park angelegt, so verdiente er ein Ehrendenkmal, besonders von Seiten der Einwohner in der Umgegend. Es lohnt sich gelebt zu haben, um ein Stück unserer guten Mutter Erde so der Verödung zu entziehen. Hier, Ihr Grundbesitzer, habt Ihr ein Ideal zur Nachahmung! Strebt nach Kräften dem nach und man wird Euch den Adel zuerkennen müssen, ob Ihr auch vom niedrigsten Knechte entsprossen wäret. Fürst Pückler ist ohne Widerrede der erste Gartenkünstler, der jemals lebte, weil er so wenig künstelte, vielmehr seine Anlagen der Natur auf das allerglücklichste abgelauscht und wieder angepaßt hat. Er ist ein würdiger Sohn der lieben Mutter Natur! Der Park ist durch die vortreffliche Beschreibung des Fürsten selbst weltbekannt, so daß man sich nur bloßstellen könnte, wollte man noch nach — beschreiben.

Ich würde es den Griechen nicht verdenken, wenn sie ungehalten darüber wären, daß Fürst Pückler sich nicht, wie er versprach, in Sparta unter ihnen niederließ und einen Park anlegte. Man sagt: der Fürst habe die Griechen mit dieser Zusage bloß mystificiren wollen. Nun ich finde eine solche Mystifikation immer noch angemessener als eine vom Buchhändler Hartmann in Leipzig 1835 veranstaltete, höchst verunglückte. Unter dem Titel: »Memoiren eines Verstorbenen« soll offenbar der geistreiche Verfasser der »Briefe

eines Verstorbenen« mystificirt werden, aber! aber!  
 Es ist die erbärmlichste Buchmacherei von der Welt,  
 und wenn es, wie ich hörte, gegründet ist: daß dem  
 Verleger von einem Gegner des bekannten Verstorbenen  
 das theilweis wohl nicht uninteressante Material zur  
 Benutzung übergeben ward, so hätte es, dem Erfolge  
 nach zu urtheilen, in keine schlechtere Hände kommen  
 können. Mag man dem Verstorbenen Jugendstreiche  
 und dergleichen vorzuwerfen haben, wozu sie in einem  
 solchen Buche der deutschen Lesewelt vor Augen führen  
 wollen? Der Geist bleibt immer Geist, wenn er auch  
 neben der Thorheit wohnen sollte. —

Preußen dankt es dem Fürsten Pückler, daß eine  
 gute Idee: die Errichtung eines Majorats-Adels, zur  
 Sprache gekommen ist. Führt man sie nicht aus, —  
 nun was kann der Kluge dafür, wenn seine Klug-  
 heit nicht genug Anklang findet.

Man macht es dem Fürsten zum Vorwurfe, daß  
 er beantragt haben sollte: die Staatsbürger dürften an-  
 zuhalten sein, zur Dotation dieser Majorate beizusteuern.  
 Ei! mir scheint, er hat hierbei nur eine allgemeine  
 Adelswahrheit offen und ehrlich ausgesprochen. Die Na-  
 tion brächte allerdings anfänglich ihren Epauletten ein  
 Opfer, indessen wäre es doch damit abgethan für ewige  
 Zeit, anstatt daß dormalen aller Orten und Enden an  
 der Adelslast geschleppt und gebuckelt wird und wobei  
 der unbemittelte Adel am ärgsten unter der eigenen

Last ängstlich krecht. Ich lobe mir immer eine Pücklersche redliche Praxis und ziehe diese bei weitem der heimlichen, schleichenden Theorie vor, die überdem weit theurer zu stehen kommt. Oder will man die Erhaltung eines ungeheuren Heeres von Beamteten und Militair, in welchem die jüngeren Söhne des Adels als Oberbeamtete und Offiziere untergebracht werden zur Fristung einer kümmerlichen Existenz und häufig schiefen Stellungen, für minder kostspielig und für zweckmäßiger annehmen? Wer z. B. in Schweden und in andern Ländern näher und unpartheiisch die Verhältnisse betrachtet, wird dieser Meinung nicht sein!

Viele verdenken es dem Fürsten Pückler, daß er, gleich Solms, Neuwied und Anderen, unmittelbarer Reichsfouverein zu werden wünschte und die Mediatifirung bei der Huldigung gewärtigte; ich sehe darin nur das Bestreben nach größtmöglicher Freiheit, das in jedem Menschen liegt, und finde, zumal bei einem so geistvollen Manne, wenig daran auszusetzen. Zudem kleben wir Deutschen, hoch und niedrig, albern und witzig, nun einmal am lieben Poppe, und da nach dem Wiener Congreß die Töchter Mediatifirter Souveraine heirathen können, so — man kennt ja die Reize des Souverainen!

Kaiser Nikolaus ist ein Russe, der so etwas nicht gehörig zu schätzen weiß, darum hat seine gewaltige Hand auch ein arges Loch in die Legitimitäts- und

Souverainitäts-Frage gerissen. Wir wollen uns hüten, in seine Fußtapfen zu treten! —

Es ist etwas wahrhaft Entsetzliches um die Passage der Muskauer Haide, und ich gestehe, während derselben vollkommen Muße gehabt zu haben, mich an alle meine Sünden zu erinnern. Mit wahren Frohlocken begrüßte ich in der Nähe von Görlitz die erreichten Berge, und als ich am folgenden Tage so glücklich war, für die Tour bis Hirschberg einen Platz im Kadriolet der Personenpost einnehmen zu können, waren alle Leiden verschmerzt. Es läßt sich nichts Reizenderes denken, als eine rasche Fahrt auf der guten Chaussee im bequemen Wagen von Görlitz bis Hirschberg bei gutem Wetter zu machen; die Gegend scheint sich überbieten zu wollen in fortwährender Entwicklung der schönsten Bilder, bis endlich die Einfahrt in's Hirschberger Thal dem Ganzen die Krone aufsetzt. Wer sich die Galle erregte am Menschengetriebe, der komme hieher, um an der Natur wieder zu gesunden. Alle Versuche, mit Worten die aufgenommenen Bilder schildern zu wollen, scheitern am Reichthum des Aufgenommenen; wo soll man beginnen und wo endigen? Es mag wohl dem Geschickten gelingen, eine einzelne Partie dem phantasie-reichen Leser ziemlich portraitähnlich vor die Seele zu führen; allein eine ganze Strecke und so voller Abwechselungen, nein! dazu müßte ich den Raum eines eigenen Bandes zur Disposition haben, nur durch den

Versuch mich bloßzustellen. Kommt und sehet selbst, alle die Ihr mühselig und beladen seid von erbärmlich durcheinander, aufeinander gepackter Menschheit; kommt Euch zu erfrischen am Anblick dieser saftigen Gründe, dieser duftigen Höhen, diesem Waldesgrün, der Felsenpracht und wie die zahllosen Schönheiten der herrlichen Sudeten alle heißen.

Die Aerzte meinten: ich hätte mir den Magen in Rußland verdorben, und wenn sie die Proposition in an zu verwandeln die Lust gehabt, würden sie den Nagel so ziemlich auf den Kopf getroffen haben. Die Sache blieb jedoch leider wie sie war und Salzbrunn wurde bestimmt, mich Wasserfeind, in Hinsicht des Trankes, zum Wassertrinker zu machen. Wäre es nicht ein allzu schönes Ding um einen gesunden Unterleib, ich würde bei weitem vorgezogen haben, mich von Hirschberg aus auf die weltberühmten Grenzbauden zur Abhaltung einer Ungarweinkur zu begeben. Als ich meinem Freunde Arndt, dem Leibarzt des Kaisers in Petersburg, diese Variante proponirte, meinte er: ich mögte mich in diesem Falle auch nur hübsch bei Zeiten nach einem soliden, böhmischen Sarge umthun! Na! ich ließ demnach mit mir handeln und verschob sogar eine Repetition früherer Streifereien in den lachenden Umgebungen Hirschbergs auf bessere Zeiten. Die Post beförderte meinen defekten Leichnam binnen wenigen Stunden über die Berge in die Hände des

liebenswürdigen Dr. Zemplin, dem Badearzt zu Salzbrunn. Ein Freund hatte für mein Unterkommen bestens Sorge getragen, und so schluckte ich schon am nächsten Morgen, natürlich unter allerlei Grimassen, das häßliche Wasser des Salzbrunnens, vor der Hand zwar noch in mäßiger Quantität, jedoch aber mit reizender Perspektive auf tagtägliche Vermehrung desselben. Puh! ich denke noch mit Schauer an dies Zeug, das dem Namen Wasser keine sonderliche Ehre macht; — indessen — geholfen hat's doch!

Nun auch kein Wort mehr über meine Brunnenkur in sanitätlicher Beziehung, ich habe mir ein Beispiel in Salzbrunn daran genommen, welche Reize es hat, viel von den Gesundheitsumständen indifferenter Personalitäten anhören zu sollen. Mein Unterleibsübel wäre mir beinahe darüber zu Kopfe gestiegen.

Wer Salzbrunn besucht, ohne eine Equipage zur Disposition zu haben, muß sehr gut zu Fuß oder sehr krank sein, wenn er nicht vor Langerweile sterben will; der sehr Kranke hat genug zu zehren am Wunsche und der Hoffnung zu gesunden, wohingegen dem leidlich leidenden Fußgänger noch mehr Naturfreuden in der Umgebung winken, als dem, der stets die Kutsche nebst Bedienung bei sich haben will oder muß. Salzbrunn selbst bietet an und für sich weder Naturschönheiten noch besondere Comforts; es ist ein garstiger Zwitter unter den Badeorten, weder groß noch klein,

weder Dorf noch Stadt, weder vornehm noch gering und doch auch kein juste milieu. In Hinsicht der Lage erfordert es nach allen Seiten hin mindestens halbstündige Touren, um zu annehmlichen Stellen zu gelangen, und obschon für die Umgebung des Brunnens nach Möglichkeit geschehen ist, sind die Anlagen und Promenaden doch äußerst beschränkt zu nennen. Das lang gedehnte Dorf bietet nur ein ziemlich prosaisches Ansehen.

Man sollte meinen, daß unter solchen Umständen unter den Kurgästen ein um so innigeres Aneinanderschließen und Zusammenloben stattfinden müsse, theils zur Herstellung der Geselligkeit am Orte, theils für den Zusammentritt zu Lustpartieen in die herrliche Umgegend. Dem ist jedoch nicht also, man schleppt getreulich allen möglichen Jammer des gemeinen Lebens bis zur Heilquelle. Einer zieht dahin, der Andere dorthin; der Militair mag nicht mit dem Civilisten, der Adel nicht mit dem Bürgerlichen, der Reiche nicht mit dem Minderbegüterten, der Titulirte nicht mit dem Untitulirten, der Christ nicht mit dem Juden u. s. w. verkehren, woraus denn endlich ein kümmerliches Kliquenwesen entspringt, wobei Keinem wohl werden kann. Vielleicht mangelt es nur an einem sogenannten Badekönige, denn man sagt: als der Badearzt Dr. Zemplin jünger war, noch hübsche unverheirathete Töchter im Hause hatte und sich Mühe gab, die Kurgäste nicht

bloß zu kuriren, sondern nebenbei bestens zu amüsiren, habe es ganz anders und besser ausgesehen. Wenn also der liebenswürdige Arzt abtrat, hätte für einen Stellvertreter gesorgt werden sollen.

Mir fehlte es nicht an Bekanntschaften im Orte sowol als auch in der Umgegend, es stand mir eine Equipage zu Gebote und nebenbei bin ich ein rüstiger Fußgänger; ich wußte mich also trefflich zu zerstreuen, besuchte sehr oft das nahe, so reizende Fürstenstein, bestieg mehrmals den buchenreichen Hochwald und die köstliche Bogelskippe, war fleißiger Gast im nahen und wunderschönen Bade Altwasser, wanderte zuweilen in's herrliche Schlesiethal und verfehlte niemals, die schöne Kynsburg zu besteigen, mich dabei eines lieben verstorbenen Freundes, Büsching, des sonstigen Besitzers, der so viel für Erhaltung der kostbaren Ruine gethan, erinnernd. Den Rückweg nahm ich stets über das romantische Tannhausen und das außerordentlich malerisch gelegene Charlottenbrunn. Alle diese Ausflüge sind auf gut erhaltenen Kunststraßen zu machen, ohne daß man nöthig hat, die Kur im geringsten zu unterbrechen; ich zog jedoch stets Richtwege über Höhen und Waldungen vor, da den Fußgänger die entsetzlichen Kommunikationswege im Gebirge nicht belästigen.

Einer meiner Lieblingsausflüge war der nach dem etwa eine Meile entfernten, hinter dem Bergstädtchen

Waldenburg gelegenen, reizenden Dorfe Dittersbach; ein schöneres und romantischeres Dorf wird schwerlich im ganzen Gebirge gefunden; es liegt umgeben von einem Kranze hoher Bergkegel, deren immergrüne Waldungen so frisch und kräftig vom Horizonte abstecken, daß einem das Herz im Leibe vor Freude hüpfet und man mit magnetischer Gewalt unter die hohen Bäume gezogen wird, bis man endlich auf den freien Punkt oder Gipfel gelangt, von dem aus man die wundervollsten Einblicke in das sich nun nach der Seite von Waldenburg hin öffnende Thal genießt.

Die Umgegend von Salzbrunn ist so reich an Naturschönheiten, daß man Jahre lang hier wohnen könnte, ohne im Stande zu sein, alle malerischen und romantischen Punkte zu besuchen. Vergebens suchte ich Theilnehmer für entferntere Partien, wie die Heuscheuer, Adersbach und andere mehr zu gewinnen; man hatte Alles schon gesehen, war heut nicht disponirt, morgen müde und im Ganzen blasirt, daher streifte ich endlich überall allein umher, denn je mehr sich meine Beschwerden verloren und meine Verdauung hergestellt wurde, je weniger genau nahm ich's mit dem Wassertrinken, um so häufiger wurden meine Ausflüge. Auf einem solchen machte ich die Bekanntschaft eines Mannes, der, enthusiastisch für diese schöne Natur, sich hier angekauft hatte. Er theilte

mir seine Beobachtungen über die Einwohner und deren Zustände mit, die ich äußerst treffend fand, und von denen ich hier einiges mittheilen werde, da mir dieser Herr seine Abhandlung im Manuskrifte zum beliebigen Gebrauch zu überlassen die Güte hatte.

## Achtundzwanzigstes Kapitel.

### Beobachtungen eines Sudetenbewohners.

Der physische und moralische Verfall des Menschen scheint hauptsächlich immer von da auszugehen, wo die Bevölkerung am dichtesten wird; da zeigen und häufen sich wenigstens die meisten Krankheiten, geistige so- wol als körperliche. Die Sittenverderbniß ging nachweislich meistens von großen Städten aus und verbreitete sich, wie anzunehmen ist, schneller in den Ebenen, als durch die Gebirge; hier nöthigt die Natur den Menschen zu erhöhter Kraftentwicklung und verleiht ihm ein gewisses Gefühl seiner Fähigkeiten, wodurch er abgehalten wird zu versinken! In den Bergen erhielt sich schon oft die Kraft einer Nation und regenerirte von da aus die erschlafften Niederungen nebst den Hauptstädten.

Jedes Volk sollte hierauf Rücksicht nehmen und seine Berge gleich Erziehungsanstalten behandeln! Niemals sind Kraft und Ausdauer, in Verbindung guter moralischer Eigenschaften, entbehrlich, daher auch Plätze

nicht außer Acht zu lassen, die geeignet erscheinen: zur Entwicklung dieser Erfordernisse der Gesundheit einer Nation vorzugsweise beizutragen.

Es ist nicht meine Absicht, mit glänzenden Beispielen zu fechten; ich habe es nicht zu thun mit den klassischen Stellen der alten Welt. Eben so wenig liegt mir daran, hervorzuheben: wie lehrreich die Ohnmacht des russischen Kolosses gegen eine Handvoll Kaukasier erscheint. Meine Betrachtungen liegen näher; sie bewegen sich um die bescheidenen Sudeten, welche höchstens zu Zeiten als Muster friedlicher Bestrebungen glänzen wollten, daher seitab denen Touristen gelegen sind, die vorzüglich Schädelstätten suchen. Als Träger germanischer Sitten und Kultur kämpften die Sudetenbewohner lange und hartnäckig einen wackern Vorpostenkampf gegen slavisches Dunkel; sie erfrischten von jeher die träge Niederung durch Zusendung ihrer besten Jugend; allein dies sind keine Schlachten, die in's Auge fallen, wie etwa die bei Sempach, Murten und anderer Orten. Darum, ja vielleicht nur darum kümmert man sich so wenig um den inneren sittlichen Verfall, welcher sich je länger je mehr auch hier verbreitet und der immer auffallender seine traurigen Spuren zu Tage fördert.

Leute, die seit länger als einem Menschenalter gewohnt sind, Erholung in einem Besuche der Sudeten zu suchen, und die keineswegs zu denen gehören, aus

deren Munde nur Klagen um vergangene, gute Zeiten hervorgehen, gestehen: daß dem flüchtigen Reisenden, der nirgends lange rastet, also unfähig ist, irgendwo tiefer einzudringen, durchgängig die Folgen einer Sittenverderbniß sichtbar werden, von der früher gerade das Gegentheil stattfand, was dem Gemüth so wohlthat und dem Gebirge einen seiner Hauptreize verlieh.

Immer mehr, sagen die Gebirgswanderer, begegnen wir oben derselben Verflachung, demselben Truge, verbunden mit anderen Krankheiten des Menschengeschlechts, die sich tiefer im Lande und in den Städten verbreitet finden.

Wird nun dieses und manches andere Zeichen der Zeit zur Sprache gebracht, so heißt es allgemein: man übertreibe; es sei da und dort auch so; lasse sich nicht ändern; rühre vom vermehrten Besuch der Fremden her; sei Folge der gestiegenen Badefrequenz und dergleichen mehr. Man ist nirgendwo willkommen mit solchen Vorstellungen, denn man liebt mehr, das alte wackelige Gebäude frisch übertüncht zu sehen, als daß man sich mit gründlicher Untersuchung und Ausbesserung der Gebrechen beschäftigen sollte. Bestenfalls erweckt man die beliebten, zeitgemäßen Palliative oder es wird das noch beliebtere Temporisiren ergriffen. Jeder gesteht in Worten oder Thaten: »so lange ich da bin, wird das alte Haus schon noch halten!«

Muß ich unter diesen Umständen auch befürchten:

tauben Ohren zu predigen, wenn ich meine so oft privatim angebrachten Erfahrungen und Klagen der Defectlichkeit übergebe, so ist doch zu hoffen, mein guter Wille werde nicht allenthalben verkannt werden, obwohl man denselben auch hier und da etwas unbequem finden dürfte.

Gern beschränkte ich mich auf die mir so lieben niedern Stände, auf das Volk, und ließe Adel, Beamtete, Bürger und Kaufleute ganz zur Seite liegen; denn diese tragen überall, also auch hier, den allgemeinen Zeitstempel; allein sie greifen zu sehr in die Sitten des Volkes, als daß sie unerwähnt bleiben dürften.

Der Adel kommt überhaupt nur dünn gesäet vor und ist als Grundbesitzer nur in einzelnen Individuen vorhanden. Die Güter im Gebirge werden als wenig ergiebig betrachtet; darum hält sie der Adel meist wie Luxusartikel, etwa als Sommeraufenthalt oder zur Jagd in den Augen.

Vor der Bauernablösung kümmerte man sich — wie bekannt — wenig mehr um die Gemeinden, als erforderlich war zur Ableistung der Frohndienste; das war aber doch wenigstens ein Band des Interesses. Ein zweites Mittel: die höhere Bildung — wofür der Adel so viele Prærogative vor der Allgemeinheit genoß und genießt — dem gemeinen Manne zu Gute kommen zu lassen, dessen Noth um den lieben täglichen

Broderwerb ihm nicht Gelegenheit ließ, sich heranzubilden, bestand darin, daß der adelige Grundbesitzer gehalten war, die Jurisdiktion zu bezahlen. Ließ er also seine Gemeinden verwildern, so mußte er die Kosten der Folgen tragen. Unsere kultivierte Zeit hat Mittel für und gegen Alles, mithin auch gegen diesen Uebelstand. Man stiftete die sogenannten »Inquisitionsfonds«, diese eigentlichen Verbrechensaffekuranzen, wobei nur — wie dormalen im Allgemeinen — die Ordentlichen zu kurz kommen müssen. Der Staat sagte ganz richtig: der Adel genießt nach Aufhebung der Rechte über die Personen, außer dem großen Besitze, noch genug Einkünfte und Vortheile vor den Minderbegüterten und muß mir demnach auch immer eine gewisse Garantie für das Wohlverhalten oder, was gleich ist, für das Wohlfeyn derselben leisten.

Durch Beitritt zum Inquisitionsfond aber macht sich's der Adel als Grundbesitzer so bequem, wie der Reichthum es etwa mit der Armenunterstützung thut; er zahlt eine — gegen die Einkünfte gehalten — sehr geringe Summe Geldes und thut als ob er Wunder gethan und Opfer gebracht habe! — Es ist wahr, ich kenne einige Adelige, die der Armuth, nachdem diese jedoch zuvor Dienste auf den Feldern für unverhältnißmäßig geringen Lohn geleistet, kleine Geschenke verabreichen lassen, wie etwa Schuhe, Strümpfe und dergleichen, allein zu

persönlichen Berührungen mit den gemeinen Leuten kömmt es dabei nicht. Führte nun auch der Gutsherr stets eine Musterwirthschaft und wollte auf die zweckmäßigste Art durch gutes Beispiel den Gemeinden nützen, so ist die Anwendung von einer großen Wirthschaft auf eine kleine eben so unthunlich als umgekehrt; dies wird jeder Oekonom und Haushaltungsverständige zugestehen. Was die moralische Seite anlangt, so ist nun wohl unser Adel zu erschlafft oder, wie man sich gern ausdrückt, »blasé«, um wie früher ein kräftiges böses Beispiel geben zu können; allein es herrschen so gewaltige Unterschiede, zwischen ihm und seinen Gemeindegliedern, daß an Vergleichung und Nutzenwendung nicht gedacht werden kann bei der besten Führung. Selbst vor Gott, — oder wie man bald sich nur wird ausdrücken dürfen, — vor der herrschenden Staatskirche steht der Adel gesondert da, er hat seine eigene, ausgezeichnete Stelle in der Kirche, wie auf dem Kirchhofe; kurzum Alles ist bei ihm anders und besser wie bei dem gemeinen Manne, so daß dieser wohl nicht immer mit Unrecht behauptet: »ja wenn ich's einmal so hätte, ich wollte auch anders sein!«

Nun sieht das Gebirgsvolk den Adel, der die Glanz- und Strebepunkte einer Nation ausmachen sollte, nur noch von fern, wie z. B. in den Bädern. Krankheiten, physisch und moralisch, wozu ich auch

Luxus u. s. w. zähle, sind wahrlich Alles, was da von der vornehmen Welt zu profitiren sein dürfte und auch profitirt wird, wie mich Erfahrungen an Andern leider gelehrt. Vermittelt des ihnen zu Gebote stehenden, gelben oder weißen Staubes, — Geld genannt — dem Ziele, wonach seit langer Zeit die Welt sich die Schwindsucht an den Hals jagt; durch diesen gewaltigen Dämon sind unsere Töchter bereits so weit in der Kultur vorgeschritten, daß sie von allen Seiten herbeiströmen in die Bäder, um sich Kauflustigen zu überlassen, wobei sie nicht selten nachtheilige Geschenke mit heimbringen. Was anderes als Mißbehagen mit der eigenen, bedürftigen Stellung zu Hause bringt aber wol jeder männiglich zurück von den Besuchen der luxuriösen Badeorte? Neid, Mißgunst, innere Unzufriedenheit, Mangel an Lust zum Betriebe des mageren Broderwerbs, das sind, neben schlimmeren Dingen, — die traurigen Früchte, welche auf solchen Plätzen geerntet werden. Davon wissen freilich die Vornehmen nichts, sie betreten unsere Hütten nur bei Sonnenschein und sind viel zu bequem, um an Folgen zu denken. Freilich wollten sie uns die Unerquicklichkeiten ihrer Art zu leben recht zu Herzen führen und vermögten wir diese überhaupt einzusehen, dann würden wir oft Gott inbrünstig danken: nicht in ihrer Haut zu stecken!

Ich bin fertig mit unserm Adel, der mir immer, ich gestehe dies gern und freiwillig, lieber ist, als eine sich er-

hebende Geldaristokratie! Es läßt sich viel, sehr viel Gutes aus dem Beispiele lernen, das er uns giebt, wenn auch oft nur: wie wir dies und jenes nicht machen sollten! Allein diese Auffassung ist dem Volke zu subtil und spißfindig.

Die Beamteten leben meist in recht mißlichen Stellungen. Der Gebrauch will, daß sie einen äußeren Anstand, — nicht doch, ich wollte sagen Luxus an den Tag legen, zu welchem es an Mitteln fehlt, und das führt denn mancherlei Inconvenienzen mit sich. Sie werden im Allgemeinen nicht sehr bemerkt, und dies ist gewiß das beste Kompliment für die Regierung. Ihr Beispiel ist fast durchgehends ein ehrenwerthes und man hält ihnen gern ein gewisses Apartthum, ein Supérieure zu Gute. Nur etwa die Juristen, denen die Dickköpfigkeit der Gebirger zu statten kömmt, und etwa außerdem die Zollbeamteten, greifen sehr in's Leben; Letztere machen die Existenz innerhalb der Zolllinie wol nicht selten zur großen Unbequemlichkeit.

Mir ist unerklärlich, wie sich noch immerfort so viel tüchtige Menschen und geschiedte Köpfe für magere Entschädigung dem Staatsdienste opfern können. Ihre ausgelegten Kapitale verzinzen sich sehr schlecht und nebenbei geben sie doch allen Anspruch an Freiheit, Unabhängigkeit auf, für was? — für eine gewisse Affekuranz der Wechselfälle des Lebens, die es oft nur wünschenswerth machen, gelebt zu haben. Patriotismus

ist es wol selten zu nennen, was sie treibt, und Ehrsucht läßt sich heut zu Tage auf andere Weise befriedigen.

Furchtsamkeit also, oder eine gewisse Trägheit, entzieht dem öffentlichen Leben so viele Tüchtige! — — Nun wenigstens bilden sie doch dormalen einen Kitt, der die zerfahrene Masse binden hilft. Der Staat giebt uns in seinem Beamtenwesen ein schönes Beispiel: wie viel sich noch heut erziehen läßt aus der Menschheit, sofern nur der rege und gute Wille hinter dem eigenen Interesse ist \*).

Dem Bürgerstande, — dem eigentlichen und wahren, dem Handwerktreibenden nemlich, — hat die Gewerbefreiheit viele Auswüchse, aber auch zugleich eine Menge fruchttrender Zweige abgeschnitten. Er vermag nur zu gedeihen, wenn ihm die nöthigen Existenzmittel gewissermaßen gesichert werden; soll er diese erst erspekuliren müssen, so wäre zuvor erforderlich: daß nur ausgesuchte, bessere Köpfe ihn ergriffen. Indessen

---

\*) Der Verfasser schlüpft, sichtbar wohlbedacht, äußerst flüchtig über den Krebschaden des Beamtenwesens hin, das bei einer genauern Kritik durchaus nicht so wohlfeilen Kaufes davon kommen könnte. Es herrscht in Preußen unter den Beamteten dieselbe Kameraderie nach außen, bei vorhandener Zwistigkeit unter sich, wie in Rußland; nur — zur Ehre der Deutschen sei es gesagt — nicht aus denselben direkt materiellen Gründen als dies oben im Norden der Fall ist. Verhehlen wir uns indessen nicht, daß endlich beides Streben nach einem Endpunkte hinausläuft.

würden wir alsdann immer wieder weniger geschickte, selbst praktizirende Meister haben, woran aber doch meist gelegen sein muß; denn gerade darin, daß der Meister auch Meister ist und meisterhaft voranzugehen vermag, liegt das eigentliche Gedeihen jedes Gewerkes. Ihm zur Seite steht alsdann der Kaufmann, diese schachernde Drohne im Bienenstocke des Lebens; nicht aber verlange man ein Zwittergeschlecht, das sich von selbst in kranken Gesellschaften erzeugt, ohne daß man eigends darauf zu spekuliren braucht.

Der dem gemeinen, handlangenden Haufen früher so ehrenfest und ehrenhaft gegenüberstehende Bürger ist zum beweglichen Wischlappen herabgesunken, ähnlich dem jammervollen Schacherer in großen Städten, den die Masse mit Füßen tritt, weil er ihr weiß gemacht: sein Glück, seine Existenz sei in ihrer Hand.

Soll Bildung und Kultur allmählig von oben herunter durch die Adern eines Volkes laufen, so müssen die Träger oder Leiter derselben immer in gewissem Respekt erhalten werden, sonst überhebt sich die dumme Rohheit, lernt nichts, nimmt nichts an!

Unter der bürgerlichen Klasse unserer Gebirgsstädtchen sieht es gar ärmlich und erbärmlich aus, kaum erringt man das tägliche Brod und hält einigen äußern Schein durch Kleidung aufrecht; die innere, solide Wohlhabenheit ist durchaus verschwunden.

Kein Handwerk hat mehr, wie sonst, einen gol-

denen Boden; dennoch leistet diese Klasse unverhältnißmäßigen Widerstand gegen die Macht hereinbrechender Demoralisation! Es wäre so unflug als undankbar, wollte man nicht ernstlich daran gehen: diese schöne Säule des Staates zu unterstützen, um sie vor gänzlichem Falle zu bewahren. Mit Freuden ward vernommen: unser jetziger König gedenke hierin bald etwas zu thun. Der Mittelweg zwischen dem alten Zunftunsinn und der neuen Gewerblichkeit wird nicht so schwer zu treffen sein.

Wie höchst versunken aller Bürgersinn hier im Gebirge ist, thut sich sehr deutlich in der allgemein herrschenden Gleichgültigkeit gegen Gemeinwohl kund. Sollen die Bürgerchaften zu den gemeinsamen Berathungen u. s. w. zusammengebracht werden, so müssen Strafen für die Nichterscheinenden angefündigt werden! Man ist seit langer Zeit eben nur beeinträchtigt worden und mißtraut oder wurde gleichgültig, gefühllos. Warum sah der Staat in Betreff der Apotheken? Ist der Uhrschlüssel z. B. das allein wichtige Ding bei Instandhaltung einer Uhr? Uebt nicht der kleinste Zahn fast gleich große Macht auf die Maschinerie?

Der Einfluß alles Handels ist auf jedes Volk in Ansehung der Moralität immer ein verderblicher gewesen, daher der alte Gemeinplatz: »wer Lust zum Handeln

hat, zeigt Lust zum Betrügen!« Je kleinlicher die Handelsgeschäfte, je gröber und nachtheiliger der Betrug, je härter und verderblicher wird derselbe für die Betrogenen. Mir kömmt der Kaufmann stets wie Mephisto vor; Verführer und Betrüger in einer Person. — Nicht der Bürger, der Handwerker nemlich, war es, der die Völker zum Luxus verleitete; es waren die Kaufleute. Diese zogen immer den größten Gewinn vom Fleiße, doch genügte ihnen dies nicht, immer spornten sie zu neuen Entdeckungen von Maschinerieen und untergruben dadurch den Wohlstand der Verkäufer und Käufer. Der Kaufmann war und ist es noch jetzt, der ohne Rücksichten durch neue Maschinen die Hände plötzlich außer Bewegung setzt, welche er vorher eben so rücksichtslos von zeitherigen Beschäftigungen losmachte; kurz er treibt sein schändliches, schaamloses Spiel mit der Dummheit des armen Volkes, ohne daß es Jemandem einfiele, ihm dies jämmerliche Handwerk zu legen. Ja, er darf sich noch damit brüsten und behaupten: so und so vielen Arbeitern Brod zu geben. Selten steht Jemand dagegen auf zu beweisen: wie viel Mehreren ihr Brod dadurch entzogen wird, ohne daß gleich Ersatz dafür geschafft werden konnte. Niemand vermag dem Jammer zu steuern, der in Folge der Maschinerieen im Volke entsteht!

Durch Thätigkeit, Umsicht, Gewandtheit und andere Mittel ist aller Handel von Bedeutung im ganzen

Gebirge an das große Handelshaus Kramsta in Freiburg gekommen. Hieher fließen fast alle Vorräthe des Hauptmanufactes der Sudeten, der Leinwand. Früher saßen aller Orten Kaufleute, die auf Unkosten der Weber reich wurden, und es vertheilte sich von ihnen aus, ab und zu, wieder der zusammengescharrete Mamon, um seinen Weg wieder zurück zu machen. Jetzt pfuschert nur noch hier und da Einer oder der Andere, während das Haus Kramsta alle Märkte dominiert. Anstatt, wie dieses Haus mit dem Absatze an die Quellen zu gehen, betreiben sie ihre Geschäfte, wie solche der Herr Großpapa getrieben und während sie endlich noch jetzt vielleicht bei einigem Zusammenhalten ihrem Rival wo nicht den Rang ablaufen, doch die Spitze bieten könnten, freut sich vielmehr ein Jeder, wenn er auch den Andern zurückkommen sieht.

Kramsta's Manipulationen sind kein Geheimniß, können es nicht sein, denn sie liegen zu offen vor Augen. Er benützt arbeitsame Leute; das thun Andere auch und möchten es wohl lieber alle Tage noch mehr. Also daran liegt es nicht, allein Er arbeitet mit ungeheuren Fonds und Kredit; Er kümmert sich um direkte überseeische Verbindungen; darin liegt der Unterschied; das können und wollen die Anderen nicht! Kramsta errichtet eine Spinnfabrik nach der anderen. Das Garn ist minder dauerhaft, also schlechter als das gesponnene, indessen kann er nicht genug davon liefern,

und die Welt hängt einmal nicht mehr am Soliden,  
mundus vult — ergo! —

Wohin endlich dies führen werde, was kummert uns dies heut, wenn sich unsere Reichthümer an Geld nur mehren? Kein Mensch denkt an Spaniens Beispiel, wie schnell das Geld verschwindet; wohingegen menschliche Geschicklichkeit, menschlicher Fleiß, verbunden mit Mäßigkeit und andern Tugenden, als das alleinig Solide, ewigen Bestand haben! Wol ließe sich mit Benutzung der Arbeitskräfte unsers Gebirges auf soliderem Wege Besseres erstreben; ein dauerhafter Ruhm sich begründen, der an früheres Renommé erinnerte; allein dazu gehörten Spinnschulen, sammt einem Heere kleiner Mühen und Aufmerksamkeiten, die man dem gemeinen Mann schenken müßte. Dergleichen ist nicht für unsere Zeiten, wo ein Jeder einzig darnach strebt, schnell möglichst reich zu werden.

Schon einmal haben uns die Engländer mit der Leinwand überflügelt und es dahin gebracht, daß man kein schlesisches Fabrikat mehr mogte auf den amerikanischen Märkten, nachdem sie uns vorher zur Insolidität verlockt und darin natürlich weit übertroffen hatten; denn was ist Better Michel gegen John Bull in dieser Hinsicht? Man wird uns von irgend einer Seite her wieder in unserer heutigen Puffarbeit überflügeln und alles wird stocken; denn jedes Ding hat seinen äußersten Punkt! Vielleicht aber sind dann alle

Verhältnisse so verändert, daß es unmöglich wird, einzulenken und wir verlieren das schöne Beschäftigungsmittel vieler Hände unwiederbringlich. Das wäre doch zu bedenken!

Hält es schon heute schwer nur leidliches Gespinnst zu bekommen, wie soll man später den Leuten Sorgfalt, Ausdauer und Sißfleisch einprägen, wenn sie die Fähigkeiten dazu gänzlich verloren? Glaubt man nicht, daß sich eine Klasse Menschen bilden könne, die selbst bei aller Fähigkeit und Tüchtigkeit nicht arbeiten mag, sich zu keiner Stetigkeit und Ordnung bequemt, so frage man in unsern Gebirgsgemeinden nur an; es wird sich zeigen: daß deren Anzahl sogar in fortwährender Zunahme ist. Der Hunger! — treibt sie nur zu Extravaganzen; von diesen, nach vielen Qualereien für die damit Beauftragten, auf eine Zeit lang in die überfüllten Strafanstalten und von da? — Je nun! sie kommen von da nur verschlimmert in die Gemeinden zurück, um allmählig zur Epidemie zu machen, was bislang sporadisch vorkam! —

Es bedarf gelegentlich nur der Entstehung eines moralischen Schnupfens der Menschheit und wir werden sehen, was daraus entsteht, wenn wir so fortfahren, der Menschenhand die Beschäftigung durch Maschinen zu entziehen! —

Soviel im Allgemeinen zum Voraus über den Einfluß des Handelsgeistes auf das Volk! —

Wir kommen nun zum Grundbesitz im Kleinen und finden da die Bauern wie überall: dumm, träge, trozig und böswillig oder verstockt. Der Viehstand ist vernachlässigt, der Boden mager und unergiebig, wozu eine seichte, fahrlässige Bearbeitung auch noch das ihre beiträgt. Der Reichthum aller Landwirthschaft, die Wiesen, sind über alle Begriffe vernachlässigt und nur in sehr einzelnen Fällen zeigt sich, daß der Landmann wisse: was Wiesenbau zu bedeuten hat. Die meist leicht herzustellende Bewässerung ist verabsäumt, und der Natur ihren Lauf gelassen; dabei im Herbst die Heerden darauf getrieben, wodurch dem Nachwuchs auf das Nachhaltigste geschadet wird; so findet man es in der Regel! In Gegenden, wo Kohlenproduktion ist, wird das ganze Jahr hindurch Kohle verfahren und der Acker nur nebenbei bestellt, obschon fast kein solcher Fuhrmann vorwärts kommt und die, welche daheim bleiben, in bessern Umständen leben. Dadurch entwöhnt sich der Landmann harter Arbeit, lernt trinken, spielen und nimmt andere Laster an. In solchen Gegenden ist weit und breit kein ordentlicher, zuverlässiger Knecht aufzutreiben, wozu auch das Militairsystem einiges beiträgt; denn während der drei Dienstjahre wird der junge Bauer wol in mancher Hinsicht gut zugestutzt, allein es schmeckt ihm nachher weder die anhaltende Bauernarbeit noch Bauernkost und wol auch Bauernbehandlung; er hat sich in vielen Dingen ver-

wohnt und die Erfahrung lehrt: daß solche Leute nie ihre vorherige Brauchbarkeit wieder erlangen. Ich fand meistens, daß sie dem Trunke verfielen, wenn der Hang zum Nichtsthun üble Folgen herbeiführte.

In der Regel verbleiben den Bauern nur die untauglichsten Subjekte, deren körperliche Beschaffenheit sie militärfrei, deren Beschränktheit sie ungeschickt zu andern Arbeiten macht. Dem nothwendigsten Bedürfnisse sind von der Menschheit folglich die Untauglichsten gewidmet! — Aber selbst dergleichen Knechte müssen sehr nachsichtig behandelt werden, wenn man sie erhalten will, und an Erfaß zur Sommerzeit ist nicht zu denken, da selbst einigermaßen taugliche Subjekte zu Neujahr gesucht sind. Die zahlreichen Bauten, Beschäftigung in den Steinkohlengruben, in Fabriken u. s. w. sind Veranlassung: daß es stets an Menschen fehlt, die erträgliches Geschick und Lust zur Arbeit haben. Die Leichtigkeit des Unterkommens macht den ohnehin meist störrischen Sinn der Leute noch ungefügiger; bestärkt sie noch mehr in ihren Fehlern und Lastern, so daß sie vielfach zugleich Veranlassung zur Unbrauchbarkeit der Mägde geben. Die Heirathen werden mit dem unverantwortlichsten Leichtsinne geschlossen und Niemand schreitet da vorbeugend ein. Das Gesetz spricht Jedem frei, ohne zu fragen, ob eine Mündigkeit vorhanden sei? Man vergißt ganz, daß den Gemeinden Lasten auferliegen, und daß zu deren Ertragung ge-

gegenseitige Pflichten gehören! Der Mensch soll al-  
 lerdings frei geboren sein, allein um die Wohlthaten  
 zu theilen, sollte er sich den nöthigen Anforderungen  
 unterwerfen müssen. Zeigt sich daher Einer unfrei,  
 indem er Benefizien der Gesellschaft in Anspruch nimmt,  
 oder ergiebt sich: daß er bevormundet werden müsse,  
 um den rechten Weg zu wandeln, so sollen vernünftigerweise  
 und gemäß den Rechten der Gerechtigkeit in solchen Fällen  
 Beschränkungen der Freiheit eintreten; denn es heißt der  
 Unordentlichkeit Vorschub leisten, wenn man nur immer die  
 Lasten der Ordentlichen vermehrt. Das freie Amerika leidet  
 keine Belastungen der Art, und wer essen will, mag dort  
 arbeiten. Hier heißt es nur stets »Gemeinden schafft!«  
 Die großen Emancipationschreier wollen nichts wissen  
 von der geschichtlichen Lehre: daß eine Menge niemals  
 auf einen Punkt der Emancipationsfähigkeit gehoben  
 werden könne. Stets wird man individualisiren müssen,  
 falls man nicht das Kind mit dem Bade ausschütten will.  
 Es sind schlechte Aerzte, die für eine und dieselbe  
 Krankheit bei allen Individuen nur ein und dasselbe  
 Mittel in gleicher Dosis anwenden.  
 Das rechte Mittel herein zu finden, erfordert nichts  
 als regen Willen und Oeffentlichkeit! Mangel an Ehrlichkeit  
 herrscht überall unter dem Gefinde; auch der ehrlichste,  
 im besten Rufe stehende Dienstbote kennt in vieler Hinsicht  
 keinen Unterschied

zwischen mein und dein und hält nur etwa das direkte Stehlen des Geldes für wirklichen Diebstahl. Was sonst nicht gar niet- und nagelfest ist, wird ohne Gewissenskrupel für eigenes Interesse in Anspruch genommen.

Man schweige ja still über den Diebesinn der Russen, der aller Welt zum Ridiküle dienen muß; unser ehrliches Gebirgsvolk ist nur etwas minder gewandt und dabei anmaßender, gröber!

Man muß sich als Deutscher schämen, so etwas gestehen zu müssen; allein soll es besser werden, so dürfen wir uns gegenseitig nicht länger mehr täuschen wollen, die Wahrheit muß vor allem gesagt werden, damit wir in uns gehen und kräftig zum Bessern schreiten. Unsere beliebten Optimisten und Fuchschwänzer sollen nur versuchen gegen meine wahren Aufstellungen anzukämpfen; ich stehe mit tausenden von offiziellen und nicht offiziellen Beweisen gegen sie gerüstet da, die ich als eine große Ursache betrachte, daß es bei uns nicht besser ist und wird. Die Schmeichelei ist allerwegen ein fauler, faul machender Gast!

Die Unkeuschheit unter dem Landvolke ist auf die beklagenswertheste Weise eingerissen. Es herrscht kaum die Beobachtung der äußersten Grenzen öffentlichen Skandals. Man frage nur den ersten besten Bauer über diesen Punkt, er wird dessen nicht im geringsten ein Hehl haben. Da, wo Fabriken, Bäder und der-

gleichen in der Nähe sind, wo viele Menschen nur flüchtig mit einander verkehren, sind in dieser wie in anderer Hinsicht die Sitten am tiefsten gesunken! —

Und die Dienstatteste? — Sind eine vortreffliche Stempelsteuer, sonst aber nichts; man soll die Wahrheit attestiren, verlangt das Gesetz, und die Ortspolizei ist angewiesen darauf zu sehen: »Daß die Atteste so ausgestellt werden, damit die Individuen durch dieselben nicht im weitem Fortkommen behindert werden.« Dies ist auch ganz in der Ordnung und ich will mit diesem Nichtigkeitsbelege des Attestwesens nichts bewiesen haben, als daß die Gesetze die Sitten nicht bessern. Allein es ist echt deutsch, einen Haufen Gesetze zu schmieden und sich obendrein Wunder was darauf einzubilden, wenn man auch meist bei der Publikation schon Exemptionen, Contradiktionen und dergleichen Dinge hinzuzufügen genöthigt ist.

Eine wahrhafte Reform kann nur aus einer Erkräftigung des Gemeindegewesens hervorgehen, das in seiner dermaligen Erschlaffung den Verfall der Sitten sehr beschleunigen hilft. Es muß frische Thatkraft an die Stelle der todten Gesetze und des Sichgehenlassens kommen; die Obrigkeit muß aus den Besten gewählt, mit gehöriger Opposition aus den Gemeindegliedern selbst versehen, im Uebrigen aber mit ausgedehnterer Machtvollkommenheit versehen werden.

So wie unsere Scholzen und Ortsgerichte heut dastehen, dienen sie nur zum Hohne des Volkes, das ihre Ohnmacht nur zu wohl kennt.

So lange die Gemeinden gezwungen sind, ihre nichtsnutzigen Mitglieder zu unterstützen, wenn sie nichts haben, nichts thun, vor allem aber nicht gut thun mögen; so lange ihnen keine Mittel gelassen werden, nachhaltigeren Regreß zu nehmen; so lange keine strengere Sittenkontrolle die Heirathen oder Errichtung eigener Haushaltungen, kurz die Emancipation bedingt; so lange den Rechten der Brodherren nicht kräftiger Nachdruck gegeben wird, kann sich die Sache nur verschlimmern! —

Mit den nichtsnutzigsten, böswilligsten Subjekten muß so schonend verfahren werden, daß diese sich selbst darüber lustig machen. Unsere Richter sind verantwortlich auf nicht zu billigende Weise. Wem man einmal ein Amt vertrauet, dem sollte auch mehr Macht gegeben werden zu individualisiren. Das Vertrauen ohne Vertrauen ist ein übel Ding. Wählbarkeit und Absetzbarkeit der Richter durch die Gemeinden würde der Sache bald ein anderes Ansehen geben.

In Dienstbotensachen wäre billig zu bedenken: wie viel mehr ein Brodherr stets in den Händen seiner Dienerschaft ist, als umgekehrt. So wie das Uebel jetzt eingerissen ist, bleibt dem Bauer, der Dienstleute halten muß, nichts übrig, als mit dem sumpfigen

Strome zu schwimmen, der dadurch nie erfrischt werden kann.

Wie nachtheilig ein so verwehrlosetes Gesindewesen auch auf die Moralität der Bauernfamilien zurückwirken muß, ist so begreiflich, daß ich es nur anzudeuten brauche. Im Vereine mit andern Zeitumständen oder Zeitübeln hat es alle patriarchalischen Sitten zerstört, die sonst unter der Bauernschaft herrschten und welche so innig mit dem Gedeihen der Bauernwirthschaften zusammenhängen, daß man sich über den häufigen Verfall derselben nicht wundern kann.

Wir sehen so viele frühere Verhältnisse angegriffen und in Verfall gerathen, ohne daß unsere Zeit dafür Besseres oder auch nur Anderes darböte. Die Gesellschaft lockert immer eines der Bänder nach dem andern, womit sie bisher zusammengehalten wurde; dabei aber soll der hergebrachte Staatsverband in immer komplizirteren Formen bestehen! — Möge dies zu gedeihlichem Ausgange gelangen! —

Die Gewerbefreiheit hat unsere Dorfschaften unter Andern mit Krämern bevölkert. Wer ein paar Thaler erübrigte, mag oft schon nicht mehr arbeiten. Er kauft Zucker, Kaffee und dergleichen für sein Geld und borgt gewöhnlich noch für das Doppelte dazu. Damit zu Hause angelangt, muß er wieder zum Verborgnen schreiten, oder Alles bleibt ihm auf dem Halse, denn man bleibt sonst bei frühern Verkäufern, an de-

nen es niemals gefehlt. Die Leichtigkeit geborgt zu bekommen, verleitet die Dörfler zu manchem nie gekannten Luxus, der meist nur auf Unkosten des Wohlstandes ihrer Haushaltungen aufrecht erhalten wird. Die alte Einfachheit des Landlebens wurde meist auch dadurch aufrecht erhalten, daß man es zu weitläufig fand, nach Zucker, Kaffee, Taback und dergleichen in die Stadt schicken zu müssen, welche Artikel der Krämer uns jetzt verlockend fast ins Haus bringt. Kommt nun die Zeit des Bezahlens, so fehlt es stets an Gelde dazu, wodurch der Krämer zu kurz kommt. Nun entstehen Prozeßchen, bei denen so Käufer als Verkäufer zu kurz kommen und unsolid werden, wie der Kaufmann in der Stadt meint.

Fast bei jedem Krämer ist ein Schnäpßchen zu haben, öffentlich oder insgeheim; schlimmsten Falls schenkt ja der Nachbar! Ich kenne kein Dorf von einigem Belang im Gebirge, worin nicht an mindestens acht bis zehn Orten Branntwein verkauft wird. Diesem Feuerwasser aber widersteht die Moralität unsers europäischen Landbewohners eben so wenig, als der indianische Mokasinträger Widerstand zu leisten vermag, und bei Beiden wird die Wirkung dieselbe sein, sie gehen physisch und moralisch zu Grunde! Warum wendet man doch so viel Sorgfalt auf beim Verkaufe schnelltödtender Gifte und so geringe bei dem das Blut allmählig entzündenden, zersetzenden? Ist eine lang-

sam wirkende Vergiftung nicht weit gräßlicher und in ihren Folgen abscheulicher, als ein rascher Schritt nach dem dunkeln Jenseits? Sollte es wirklich an Mitteln fehlen, diesem Schandfleck der Menschheit Grenzen zu setzen? daß wir die Vermehrung der Branntweinhäuser nicht kräftig hindern, weil dies vielleicht die Steuerkassen füllen hilft; daß wir durch allsonntäglichen Tanz auf den Dörfern der Verbreitung des Giftes Vorschub leisten; daß wir überhaupt nicht ernstlich daran wollen dem Unfuge zu steuern; freilich dies sind keine Schritte zum Bessern. Nicht einmal die Verfälschung wird scharf überwacht; kaum gelingt es hier und dort nach vielen Bemühungen höhere Branntweinsteuer, wohlfeileres und besseres Bier zu erzielen!

Da der Bürger dem Landmanne zinsbar werden muß, so wäre es wohl naturgemäß: den Betrieb bürgerlicher Gewerbe so viel als möglich auf die Städte zu beschränken. Zudem ist es dem Landmann gar nicht schädlich, wenn er den Handwerker nicht immer gleich bei der Hand hat; er ist dann gezwungen, sich manches selbst zu bereiten oder sich zu behelfen, was beides ihn anstelliger erhält und seinen Finanzen zu Gute kommt.

Gehen wir nunmehr über auf denjenigen Theil der Landbewohner, welcher nicht Grundbesitzer ist und zu keiner der schon berührten Klassen gezählt werden kann. Es ist dies dermalen die überwiegende An-

zahl der gesammten Einwohnerschaft und sie theilt sich hauptsächlich in Weber und Tagearbeiter. Die Weber stehen fast durchgehends im Lohn der Kaufleute, namentlich aber des schon erwähnten Handlungshauses Kramsta, und es herrscht unter ihnen noch eine Art Zünftigkeit, die jedoch kraftlos ist gegen die Macht des Geldes, welcher den Arbeitslohn dermaßen herabgedrückt hat, daß ein sehr fleißiger Arbeiter an Tagelohn kaum 5 bis 6 Silbergroschen beim Wirken und bei dem Spuhlen etwa anderthalb Silbergroschen zu verdienen im Stande ist. Es läßt sich leicht ermessen, daß ein unverheiratheter Mensch nur bei nüchternen, frugalen und sparsamer Lebensart dabei bestehen und sich zu bekleiden vermag; um wie viel weniger kann dies also bei Familien der Fall sein! Wo mithin ein Häuflein Kinder mitzuzehren soll, da tritt — selbst bei dem elendesten Behelfe — Mangel ein, ohne daß besondere Unterbrechungen durch Krankheitsfälle und dergleichen einzutreten brauchen. Die Folgen sind nun überall: daß der dem Körper nöthige Wärmestoff durch schlechte Nahrung nicht entwickelt wird, und der Brantwein das Fehlende ersetzen soll. Da nun aber keine Bewegung in freier Luft die Nachtheile des schlechten Fusels neutralisirt, so entstehen zunächst die nachtheiligsten Einwirkungen auf den Körper, welche nicht verfehlen, auf die Seele Einfluß auszuüben. Man greift zu

allerlei verzweifelten Mitteln, bestiehlt die Kaufherren um das anvertrauete Garn, borgt bei Krämern und Schenkwirthen auf, so lange es geht, bezahlt weder Hauszins noch Schulgeld und andere Abgaben; vertieft sich dabei immer mehr, bis endlich der vollständige Dieb fertig wird. Dies ist der Verlauf von leider nur zu zahlreichen Beispielen, und unbescholtene Weberfamilien sind nur ausnahmsweise vorzufinden. Der größte Uebelstand aber dürfte sein: daß die an das Stubensitzen Gewöhnten von Generation zu Generation mehr verweichlichen und physisch und moralisch verkümmern. Es ist ein niederschlagender Anblick für den Freund eines kernhaften gesunden Menschenschlages, die heranwachsende Jugend in den Weberdörfern zu betrachten; namentlich zeigt sich zunächst die Degeneration in der Kleinheit der Rase. Ein gut im Wacsthum befindlicher Knabe gehört zu den Seltenheiten, und ich sah neulich die achtzig Konfirmanden eines der größten Gebirgsdörfer, wo das weibliche Geschlecht durchgehends das männliche an Größe übertraf. Ein befreundeter Arzt, der viel Praxis auf dem Lande hat, sagte mir: die Jugend sei durchschnittlich in den Städten gesünder als in den Dorffschaften! Die Welt dreht sich mithin um! —

Nimmt nun die Maschinenweberei immer mehr überhand, so sehe ich gar nicht ab, was aus den Weberfamilien werden soll. Sie sind durchaus

zu keiner ausdauernden, nur etwas Körperkraft erfordernden Arbeit zu brauchen, namentlich nicht im Freien; sie sind keiner Anstrengung fähig und erschlaffen, wo eigentliche Arbeiter erst anfangen, der geringste Grad Kälte ist ihnen so unerträglich, wie einige Mäße, und die Männer bekommen Zahnschmerzen, Gliederreißen und derlei weibische Gebrechen; die Weiber aber, obgleich zäher von Natur, sind in Grund und Boden hinein verwöhnt, sie ähneln vollkommen in vieler Hinsicht den heutigen Stadtdamen. Die Kinder kann man auch nicht zur geringsten ländlichen Arbeit brauchen, sie ermüden, wo gewöhnliche Landkinder sich spielend beschäftigen. Sie wachsen in den engen, niedrigen, ungesunden Stuben auf und verkrüppeln im eigentlichen Sinne des Wortes.

Eine Leinweberbevölkerung wird daher zu jeder Zeit lastend für die Dorfgemeinden sein, da sie für den Fall nicht einmal im Stande sind, Hülfleistungen zu thun, als Ersatz für Unterstützungen, welche die Gemeinden ihnen gewähren müssen. Daneben besitzen solche Weber einen ganz eignen Hochmuth; achten sich für besser als den Landmann; gehorsamen überall nur ungern und sind zu Extravaganzen höchst geneigt. Ein eigenthümlicher Geist der Widerspenstigkeit, Starrköpfigkeit und wohl oft sogar Böswilligkeit steckt in diesen Leuten, der Jedem auffallen muß, welcher mit ihnen in genauere Berührung kömmt. Ich mögte

die Ursach zunächst in einem gereizten Nervensysteme suchen.

Die Moralität unter den Webern anlangend, so habe ich bereits darauf hingedeutet, wie es in Bezug auf Ehrlichkeit steht; alle Grundbesitzer in Weberdörfern haben vollkommene Ursach, über Diebereien und Beschädigungen der Felder, Wiesen und Wälder zu klagen, die zum großen Theile den Webern zuzurechnen sind. Die Familienbände sind unter diesen Leuten so locker und lose, wie immer möglich; sobald das Kind zu erwerben im Stande ist, kümmert es sich in der Regel wenig oder gar nicht um Eltern und Angehörige. Früher herrschte noch besondere Gottesfurcht und Religiosität im Webevölker; davon aber sind heut zu Tage kaum mehr einzelne Spuren zu entdecken, im Gegentheil findet sich viel Frivolität und großer Aberglaube. Um nur Eines anzuführen: kein Weber läßt es sich ausreden, daß die reichen Leinwandkäufer Pakta mit dem Gottseibeius geschlossen und natürlich zu besondern Verbindlichkeiten verpflichtet sind. So weiß man genau: daß der Geheime Rath Kramsta — allgemein nur Krams genannt — jährlich dem Teufel ein Kind zu liefern habe u. s. w. Die übrige Bevölkerung theilt natürlich diese Art Glauben bereitwilliger, als wenn es etwas Gutem oder Klugem gelte. In Hinsicht auf die Geschlechter, so befördert natürlich das gemeinsame Stubenhocken eine Sprödigkeit nicht eben

besonders. Fallissements der Schönen sind häufig, und in der Regel ist kein Mädchen ohne Liebhaber, sobald es nur konfirmirt ist. Die intimsten Verhältnisse unter der Jugend werden kaum noch in etwas verheimlicht. Passirt ein Unglück, so hält die Schöne nicht selten neben ihrem armen Schatz einen oder besser etliche Zahlbarere in petto, die dann mit Alimenter und dergleichen in Anspruch genommen werden. In andern Fällen ist die Anwendung gewisser schändlicher Geheimmittel ziemlich verbreitet. Es ist ein Skandal, wie es in dieser Hinsicht auf den Dörfern zugeht, und ich hätte dergleichen früher kaum in großen Städten so ausgebildet gesucht.

Offenbar haben zwei Ursachen zu dieser Entsittlichung am meisten beigetragen; die eine ist der dreijährige allgemeine Militairdienst, von wo die jungen Burschen allerhand Profitirtes daheim in segensreiche Anwendung bringen und sodann und vor Allem das Fabrikwesen! — Welche Abscheulichkeiten man dabei in Erfahrung bringt und wie sehr dasselbe auf die Entsittlichung des Volkes wirkt, ist nicht zu beschreiben, und nebenbei würde eine Partei, die dergleichen Manufakturbevölkerungen einmal vertheidigt, die offenbarsten Thatsachen Lügen strafen, während das besser gesinnte Publikum sich sträubte, daran zu glauben. Und wozu auch das Uebel so ausführlich schildern, da ich keine radikale Abhülfe vorzuschlagen weiß? Gesetze waren zu

allen Zeiten bloß Palliative; lebendiges Gemeinwesen widerstrebt unserer Lethargie, unserm Egoismus; das Christenthum ist in uns erschlafft; Auswanderungen dürften uns leicht nur eine arge Hefe übrig lassen, mit hin — müssen wir die Zustände zu ertragen suchen und dem Höchsten, der endlich Alles wohl macht, die Zukunft anheim stellen. Freilich muß die Sache gewaltsam endigen und es wird vielleicht einst — zum Extrem getrieben — auf Entsetzliches überspringen.

In Charakterisirung der Fabrikenbevölkerung kann ich überhaupt leider weit kürzer sein, als bei allem Uebrigen: sie ist der Welt ferner eben zu nichts Andern mehr tauglich! Nur etwa im ärgsten Nothfalle nimmt gewiß ein Jeder Subjecte in's Haus, die einmal eine Fabrik besuchten.

Nun bleibt mir bloß noch die Klasse der Tagearbeiter zu berühren übrig, aus welcher — neben dem Bauernstande — sonst wie jetzt, die Bodenkultur ihre Arbeiter zu wählen hatte und hat.

Es schmerzt mich wahrlich am meisten, gestehen zu müssen: daß auch in dieser untersten, aber werthvollsten Stufe des Volkes große Verwilderungen und Verwöhnungen, namentlich in Betreff des Trunkes und der Dieberei eingerissen sind. Fordert man mich auf, die Ursachen anzugeben, so bin ich vor allem genöthigt, die größern Grundbesitzer, die sogenannten Do-

minialherren, in Anklagestand zu versehen. Anstatt den Arbeitern, die sie zur Bewirthschaftung ihrer Güter nöthig haben, ein hinlängliches Auskommen zu gewähren, dabei aber streng auf Ordnung und Moralität zu halten; bringen sie den Grundsatz in Anwendung: »wenn wir nur unsere Arbeit bekommen, das Uebrige kümmert uns nicht!« Nebenbei lassen sie sich vor sichtlichen Augen lieber bestehlen, als daß sie freiwillig das Nothdürftige verabreichen sollten. Die Herren Amtleute sind oft so gestellt, daß sie nefas in Anspruch nehmen müssen, und diese Herren — gewöhnlich auch die exekutiven Polizeipersonen — sehen also um so mehr durch die Finger. Frägt man die Gutsbesitzer um die Ursach dieses Verfahrens, so heißt es: »gäben wir den Leuten noch so viel mehr, sie würden doch stehlen, und bei Strenge würden wir endlich gar keine Leute mehr bekommen!« Dergleichen Reden aber, so allgemein verbreitet sie auch sein mögen, verrathen nur Mangel an guten Willen und wo soll endlich binnen Kurzem das Ganze hin, wenn wir solche Prinzipien befolgen? Anstatt, wo möglich, das Dienstpersonal mit dem Nöthigen in Natura zu versehen, läßt man es auswärts wohnen und essen, ohne sich zu kümmern, wie es geschieht; wobei natürlich die nöthige Aufsicht fast unmöglich gemacht wird. Die Leute essen auf diese Weise lieber schlecht, um sich dem

Branntweintrinken hingeben zu können, und davon schreibt sich hernach die immer mehr vorschreitende Verwilderung und Verschlimmerung her.

Allein nicht bloß die Dominien geben Verschlimmerungsanstalten ab, auch öffentliche Bauten und andere Arbeitsgelegenheiten befolgen dieselben saubern Prinzipien des faulsten Egoismus. Anstatt das arme Volk da zu bevormunden, wo es am wichtigsten wäre, bevormundet man es bloß, wo es gilt, von ihm zu ziehen, es noch mehr niederzudrücken, dem Viehe gleicher zu machen. Man schiebt das Wort Freiheit nur da vor, wo es dem Egoismus augenblicklich am gelegtesten kommt, und anstatt dem Volke die wahre, nur durch ein vernünftiges Gemeindewesen gezügelte Freiheit zu gewähren, kümmern sich die Besitzenden so wenig als möglich um die Gemeinden, sobald es thätige Theilnahme und Verwendung erfordert; man flügelt Jahre lang an Gesetzen, die — wenn sie zur Ausführung kommen sollen — bereits antiquirt und unpassend geworden sind; nebenbei sind bereits so viele Gesetze vorhanden, daß es einem Menschen leichter sein würde: durch die Zinken einer Hechel zu tanzen, ohne sich zu verletzen, als alle Ge- und Verbote zu halten. Man ist also gezwungen, die vielen Paragraphen laue zu handhaben, damit es nur im Lande auszuhalten sei; allein jede laue Handhabung wird eine Last für die Bessergesinnten! Bei wenigern, vertrauensvolleren

Gesetzen, die streng und lebendig in Anwendung gebracht würden, dürfte sich Alles besser und wohler befinden.

Leider aber sind wir zu tief im lethargischen Egoismus versunken, daß Blut über uns wird kommen müssen, ehe wir uns aus dem Schlamme hervormachen werden.

## Neunundzwanzigstes Kapitel.

---

Schluß des Aufenthaltes in Salzbrunn.

Ich hatte den Verfasser des im vorigen Kapitel mitgetheilten Auffazes als einen ruhigen, wohlgesinnten Mann kennen gelernt, der, keiner Partei angehörend, auch die Mißstände keiner übersehen, und obwol die Absicht zu nützen schwer zu erkennen war in dem Gesagten und Geschilderten, so wünschte ich darüber doch noch Meinungen von verschiedenen Seiten zu vernehmen, in der Absicht, diese sodann ebenfalls meinen Reisebemerkungen einzuverleiben.

Die erste Probe machte ich bei einer erworbenen Bekanntschaft in hiesiger Gegend; der Befragte war entzückt über das Treffende der Schilderungen und lobte die scharfe Beobachtungsgabe des Verfassers. Nur das Raisonnement in Betreff des Handels billigte er als selbst Mitglied der Kaufmannschaft nicht, obschon er als Grundbesitzer herzlich über die scharfe Hechel der Kaufleute lachte. »Der Verfasser verdirbt es mit Allen

dies ist nicht klug!« war endlich das Schlusswort dieses gewandten Mannes.

Eine andere Gelegenheit, Urtheile einzuholen, bot sich mir bei einem Besuche dar, den ich auf vielfältige Einladung bei einem Herrn v. L. abstattete. Dieser hatte früher selbst Güter in den Sudeten besessen und bewirthschaftet, lebte jedoch dormalen als Partikulier lediglich seiner Familie und seinen Freunden, von denen ich Mehrere, ebenfalls als Besucher, bei ihm vorfand. Es kostete Mühe, Gelegenheit zur Mittheilung meines Aufsatzes herbeizuführen, und als ich diese Lektüre beendet, fiel man einstimmig mit Geschrei über den Verfasser her, den man nach vorausgeschickter Erklärung nicht in mir vermuthete.

Graf B. äußerte: »Die Haupttendenz des Verfassers ist demagogischer Art, der Aristokratie ist Hohn geboten und der Adel auf das Unverantwortlichste angegriffen. Sollen wir gar noch etwa die Lebensbildner unserer Bauern, Dreschgärtner, Knechte und Mägde in Person abgeben? Wir haben bereits zu viel von unsern wohlertworbenen Rechten aufgeopfert und darin allein liegt der Grund der Uebelstände, die wirklich wahr sind, unter denen von Ihrem ungenannten und unberufenen Reformier angegebenen.«

Baron von B., ein tüchtiger Schafzüchter, meinte: »Es steht in der That mit dem Volke so, wie Ihr Herr Verfasser angiebt, es ist jetzt aus Rand und

Band! Sonst bekamen die Knechte zwei schlesische Thaler Lohn und hatten zur Bekleidung einen Leinwandkittel Sommer und Winter hindurch, dabei schliefen sie im Stalle neben den Pferden auf der Streu. Dies härtete das Volk ab und machte es stark. Dagegen jetzt, es ist schrecklich anzusehen, — trägt der Kerl einen blauen Ueberrock und hat sogar noch einen Mantel, wo soll das hinaus? der vorige König hat uns unsere Rechte genommen, der jetzige muß sie uns wiedergeben!«

Mein Freund v. L. äußerte sich dahin: »Ich stimme darin dem Grafen B. bei, daß Ihr Verfasser ein Demagoge erster Klasse ist, dem man den Mund gehörig stopfen sollte, obschon er Kaufleute, Bauern, Dienstleute und Weber sehr gut in ihren Gebrechen schilderte. Von der Stellung des Adels hat er keinen Begriff, dieser kann sich nicht gemein machen mit dem Pöbel, dafür sind Schulen und Gesetze da. Die Beamtenwelt schont der Herr, weil er vermuthlich selbst zu diesem Ungeziefer des Staats gehört, das an uns herum zehrt und seine Schuldigkeit nur la u verrichtet. Auf dem Lande sollte nur eine Behörde existiren im Gutsherrn, da würde das Volk schon im Zaume gehalten werden.«

»Sie irren, lieber L.,« warf ich ein; »mein Verfasser bekleidet nicht das geringste Amt, er lebt als Privatmann auf einem kleinen Bauerngute und was

Sie in Bezug auf die Alleinherrschaft der Dominialbesitzer sagen, würde — wenn es ausgeführt werden sollte — alte grobe Mißbräuche erneuern. Ich erinnere Sie z. B. nur an einen Grafen Dyhrn, der im Jahre 1740 in der Gegend bei Dels einen Dorfbesitzer mit Ketten an einen Pflug schließen ließ, nachdem er ihn vorher derb durchprügeln lassen. Der Mann starb, weil man ihn nicht wieder vom Pfluge losmachte.«

»Dergleichen liegt nicht mehr in unsern heutigen Sitten und ich gestehe frei, daß ich für besser erachte, durch Strenge das Volk im Zaum zu halten; wir sehen, was bei der Håtschelei herauskömmt. Trifft es Einen auch einmal etwas derb, so hütet sich dafür ein Anderer,« erwiderte v. L.

»Aber sagt mir nur, Ihr Herren,« rief der muntere Kapitain v. P., »was Ihr Euch die Krausen um nichts und wieder nichts zerreißt. Mir scheint ganz einfach: der angefochtene Verfasser will die Menschheit von einer zu idealen Seite behandelt wissen, während man sie doch überall nur nehmen muß, wie sie ist.«

»Entschuldigen Sie,« wandte ich ein, »wir müssen darum stets nach Ideellem streben, weil es leider nur zu gewiß ist, daß wir allzeit hinter dem Ideale zurückbleiben werden. Stecken wir uns nicht höhere Ziele, so gerathen wir immer tiefer herunter!«

»Alter, Du wirst langweilig!« scherzte v. B — e,

mit dem ich am genauesten bekannt war, und ich verstand den Wink, daher schlug ich ein Spielchen vor, was Allen offenbar willkommener war, als meine besten Ideen. Wir gukten bis spät in die dummen Kartenbilder.

Nun hätte ich gern noch ein Urtheil aus dem niedern Stande vernommen und auch dazu bot sich mir Gelegenheit. Ich kehrte bei einer Fußpartie in der Scholtisei zu A. ein, um mich zu erfrischen und auszuruhen. Der Wirth, ein großer hübscher Mann, mit etwas städtischer Bildung, war Gerichtsscholz im Orte; ich fand ihn sehr unterrichtet, daher beschloß ich seine Meinung zu hören. Er sagte mir, daß er in der Woche während den Vormittagsstunden am freiesten von Besuch sei, daher machte ich mir eines Tages eigends den Weg zu ihm. Der Mann hörte meiner Vorlesung mit gespannter Aufmerksamkeit zu, und als ich geendet, meinte er: »Soviel ich davon verstehe, hat der Mann in allen Stücken Recht; ich hätte Ihnen das Alles nicht so sagen können, aber wenn ich's überlege, so trifft es ganz überein mit dem, was täglich bei mir und Andern vorkommt; wie ich hörte, ist am letzten Landtage vieles davon öffentlich zur Sprache gekommen!«

Ich bin nur begierig, was endlich die Herren Rezensenten für ein Urtheil fällen werden. —

Ein Badegast in Salzbrunn, mit dem ich über

die Zustände der Landbewohner sprach, theilte mir folgende Spezialia aus dem Urbarium des adeligen Gutes C. in Oberschlesien mit:

ad 1) Die Bauern finden sich, so lange die Hofarbeit dauert, täglich bei Sonnenaufgang mit zwei Pferden zum Hofdienste ein u. s. w.

ad 2) Die Hofegärtner täglich in Person mit einer Dienstmagd zur Handarbeit u. s. w. Auch sind die Hofegärtner verpflichtet, sobald es das Dominium verlangt, was jedoch nur selten zu geschehen pflegt, zu Zweien sich vor den Pflug zu spannen und zu ackern.

ad 3) Die Hausleute haben wöchentlich zwei Hofetage zu leisten und nach der Reihe einen Botendienst zu thun, so weit es die Herrschaft verlangt; wobei sie sich selbst zu verpflegen verpflichtet sind. Gehet die Reise über 6 Meilen, so erhalten sie für jede 6 Meilen 2 Kreuzer (8 D.).

Dieses Urbarium ist de dato 4. Juni 1770 und es sind von diesem Orte C. aus, Boten bis Berlin unter letzteren Bedingungen gesandt worden.

Auf dergleichen Zwang ist nun plötzlich die sogenannte Freimachung erfolgt, ohne Uebergänge, ohne Kontrollen, ohne Anweisungen selbst zur Benutzung der Freiheit! Da darf man sich freilich nicht wundern, wenn anstatt goldener Früchte zunächst Disteln und Dornen zum Vorschein kommen. Man wäre es

sich und dem Volke schuldig, dasselbe solchergestalt zu überwachen, daß es zu vernünftigen Gebrauche erlangter Freiheiten hingeleitet würde; anstatt ihm Vorwürfe zu machen, wenn es in Mißbräuche verfällt. Diese zum Vorwande nehmen zu wollen, die Freiheiten zurück zu fordern, wäre unverantwortlich! —

Gegen die Mitte des Septembers wurde Salzbrunn sehr leer; man hatte sich vielfach mit der Kur so eingerichtet, daß die in der Gegend von Striegau stattfindenden Manövers während der Anwesenheit des Königs besucht werden konnten.

Auf mich übten indessen diese Kriegssübungen in Friedenszeiten keinen Einfluß; ich bin ohnehin kein Freund von Kaufereien, mögen sie im Ernst oder Scherz abgehalten werden; allenfalls lasse ich Wortschärmüßel gelten, wodurch die träge Psyche im Menschen etwas aus dem Schlafe gerüttelt wird, dem sie gar zu leicht sich hinzugeben geneigt ist. Daher hielt ich meine Sechswochen geduldig aus, in der Hoffnung alsdann um so getroster mich neuen Freuden widmen zu können. Nur vom Hörensagen bin ich mithin im Stande, kleine Mittheilungen über diese wichtige Zeitbegebenheiten zu machen, die sich natürlich hauptsächlich um den neuen König drehen, der Aller Augen auf sich zieht. Man konnte nicht Rühmens genug machen vom guten Humor Sr. Majestät; der schlagenden Witzworte sollen kein Ende gewesen sein.

Gern hätte ich Näheres erfahren, allein allerseits behauptete man: so etwas müsse selbst erlebt werden. Auf dringendes Inquiriren pumpte ich aus einer Quelle dennoch ein paar Anekdoten, die ich getreulich wieder ausplaudere.

Um sich selbst genau zu überzeugen, welche Convenienzen oder Inconvenienzen die dermalige Militairuniform nebst Zubehör dem Soldaten verursache, fragte der König vielfach bei Individuen der vorbeiziehenden Regimenten an; die Antworten fielen nun natürlich ziemlich verschieden aus, so daß endlich Se. Majestät sich lachend an ihre Umgebung wandten und sagten: »Da werde nun Jemand klug aus den Leuten; was den Einen drückt, findet der Andere besonders bequem!«

Vielleicht dachte der scharfsinnige Monarch bei dieser Empfehlung des Individualisirens an Leute, die gern Alles über einen Kamm scheeren wollen.

Als der König nach Breslau abzugehen sich anschickte, wurde er erinnert, daß die Gerichtsscholzen der Gegend noch einer Präsentation harren und sofort verließ er die Mittagstafel, um die Leute zu sehen. Sie mußten Einzeln an ihm vorüberreiten, und namentlich interessirte sich der Monarch für ihre Pferde, lobte, tadelte u. s. w. Da erschien denn endlich ein Dorfgouverneur auf einem elenden Schimmel, und jetzt brach der Humor des Königs besonders hervor. Man kann sich leicht denken, wie dem Schächer zu

Muthe gewesen sein mag; er wird sicher an die königliche Lektion denken und das nächste Mal besser beritten erscheinen, — wenn er kann. —

Der fromme Sinn des Königs sprach sich mehr als einmal gelegentlich aus, und er äußerte gegen eine gutgesinnte Person: »Ich denke wol, daß in zehn Jahren kein ungläubiger Geistlicher mehr in meinem Lande sein wird!« Möge dies Sr. Majestät gelingen! Allein es giebt der Böcke doch gar zu viele und manche darunter sind hartnäckiger Art. —

Auch die Königin zeigte sich als fromme Dame und ließ in Domanze alle Großen stehen, um auf den anwesenden Bischof von Olmütz zuzueilen.

Höchst befremdend war mir die von einem Augenzeugen herrühren sollende Nachricht: die Königin sei in Domanze unter Thränen der Gräfin Brandenburg in die Arme gesunken, als der König sich bei ihr verabschiedete, um voran nach Breslau zu fahren. Man hatte ihr von Seiten ihrer Umgebung sehr bange gemacht vor dem Volke in Breslau, und der das Königspaar umgebende Adel tadelte ganz besonders die zu geringe Vorsicht des Monarchen.

Mein Berichterstatter meinte selbst: »es sei doch gewagt gewesen, ohne alle Begleitung und zu Fuß aus dem auf dem Exercierplatze in Breslau aufgeschlagenen Tanzsaale in das königliche Palais zu gehen; wie leicht hätte da ein Attentat ausgeführt werden

können!« Dieser warme Anhänger des Königshauses meinte: »Der ganze Adel theilte fast diese Befürchtungen, und der Augenblick, als die Einfassungen der Rennbahn weggenommen wurden und 80,000 Volk gegen die Tribüne stürzte, um den König, wo möglich, noch recht in der Nähe zu sehen, konnte wol den Beherztesten mit Angst erfüllen!«

Als mir dies erzählt wurde, war ich rein sprachlos vor Erstaunen; ich erholte mich erst spät und mußte mich fragen, ob ich recht gehört oder etwa geträumt habe? Ich befand mich ja doch in Schlesien unter gutmüthigen Deutschen, und nun vollends meine Breslauer! Nein! diesen Attentate zuzumuthen, dies ging über alle Begriffe. Ich erkundigte mich schleunigst bei einem alten Bekannten, einem Juristen, den ich früher in Breslau kennen gelernt und der die Leute dort genau kennt. Der aber tröstete mich unter Lachen und sagte: »Ach gehen Sie, Verehrter, Sie wollen mich und die Breslauer zum Besten haben, wir sind und bleiben in aller Ewigkeit die zuversichtlichsten Biertrinker, darauf können sie stets mit Gewißheit rechnen; allein sonst muthen sie uns bei Leibe nichts zu!«

Während der letzten Zeit meines Aufenthalts in Salzbrunn befand ich mich unter einer großen Anzahl Adelliger, und ward vielfach gefragt: wie die Kaiserin von Rußland sich gegen ihre Umgebungen benehme, und ich konnte nur berichten, was ich aus dem

Munde der so schönen, als trefflichen Frau von Krüdener, also aus sehr authentischer Quelle wußte. Man war etwas aufgebracht wegen eines Vorfalls zwischen der Oberhofmeisterin Gräfin \* \*. Letztere hatte der hohen Dame ein Umschlagetuch gereicht und dasselbe fallen lassen, als sie es der Kaiserin um die Schultern legen wollte, bei welcher Gelegenheit diese geäußert: »Ungeschickt genug für eine Oberhofmeisterin!« Ich konnte hierbei nur bedauern, daß die Gräfin \* \* diese Dienstleistung nicht angemessener einer Kammerdame der Kaiserin überlassen. Wer Dienste Dienender übernimmt begiebt sich selbst seiner Unabhängigkeit und darf sich nicht beschweren, wenn er gelegentlich mit Geringschätzung behandelt wird. Es ist in Rußland allgemeine Sitte, zu treten, wer sich treten läßt; welche Bemerkung wir an unsern Grenzen tagtäglich machen, ohne daß wir klüger werden!

In Salzbrunn spricht man noch immer viel von der Anwesenheit der Kaiserin von Rußland im Jahre 1838, und ich erfuhr Vorgänge, die es sehr entschuldigen lassen, wenn die hohen Herrschaften ein wenig gering von der schlesischen adeligen Damenwelt denken. Um nur an die Kaiserin zu kommen, ist diese förmlich umstellt gewesen; ein Theil des anwesenden Offizierkorps, der in Breslau stationirten Kürassiere war fast beständig von Fürstenstein hieher zu Pferde unterwegs, um zu rapportiren, wohin die Kai-

ferin etwa fahre. Es haben bei adeligen Damen förmliche Fußfälle auf öffentlicher Promenade vor der Kaiserin stattgefunden, um nur zur Cour zu gelangen. Eine Frau von Thielau, der Kaiserin von früher bekannt und deshalb zum Umgange gezogen, ist fast umgebracht worden von Bittstellerinnen zu Vorstellungen. Nichts half der Kaiserin, um sich der Unbequemen zu entledigen; sie war bei den Vorstellungen kurz, abstoßend und fragte höchstens: »Wer ist Ihr Mann?« Dem ohngeachtet ließ man nicht ab, ohne jedoch den Zweck zu erreichen, der Kaiserin näher zu kommen. Nur am Tage vor ihrer Abreise, es war ihr Geburtstag, wurden alle Vorgestellte zu einem dejeuner dansant geladen; damit waren sie abgefertigt.

Wenn man bedenkt, in welcher mißlichen Gesundheitsumständen die Kaiserin sich befand; wie sehr sie es bedurfte, der sie verfolgenden lästigen Repräsentationen überhoben zu sein; wenn man erwägt, wie wenig Beurtheilungsgabe dazu gehörte, das Unpassende eines Herandrängens zu begreifen; wie geringes Zartgefühl mithin diejenigen an den Tag legten, die dennoch nicht abließen, dann läßt sich die geringe Meinung fast vertheidigen, welche die Kaiserin von den adeligen Damen in Schlesien vielleicht gefaßt, nachdem ihr so zahlreiche Beispiele von Indelicatesse geliefert worden waren.

Mit vollem Rechte belachten es die Russen, wenn

deutscher Bettelstolz die Pferde von einem Packwagen spannte, um nur vierspännig in das Bad fahren zu können; wenn zwei Familien ihre Pferde zusammenspannten, um vierspännig einherzurollen.

Wer solche Schwächen zeigt, darf sich nicht beklagen, wenn ihm der Respekt versagt wird.

Mit dem Ablauf des Monats September hatte ich die hinlängliche Menge Brunnen verschluckt, und konnte mich anschicken, nach Breslau zu gehen, um daselbst die zu einer Reise nach dem Süden nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Noch einmal durchstrich ich die herrliche Umgegend, die mich für manche Entbehrungen schadlos gehalten, und mußte mir gestehen, daß nur bei ungünstiger Witterung eine Saison in Salzbrunn zur Unerträglichkeit wird. Tritt anhaltend schlechtes Wetter ein, so ist man förmlich der Verzweiflung Preis gegeben.

Während meiner dermaligen Kurzeit hatte sich Fürst Rübezahl sehr gut gelaunt gezeigt; nur etwa vierzehn nasse und kalte Tage waren innerhalb der sechs Wochen zu zählen, und das will in den Sudeten viel sagen. In früherer Zeit fand sich bei schlechter Witterung für den Liebhaber des Umganges mit interessanten Stummen, ich meine die Bücher in der ansehnlichen Bibliothek des nahen Fürstenstein, eine gute Zuflucht; denn Graf Hochberg gestattete bereitwillig die Benutzung. Seit ein

paar Jahren schon, wie ich mir sagen ließ, hörte diese Vergünstigung auf. Der jetzige Graf verweigert Jedermann sowohl Zutritt als Benutzung seines ererbten Bücherschatzes unter dem Vorwande: »es solle vorher eine durchaus neue Anordnung der Bibliothek getroffen werden!« Wie es den Anschein hat, dürften wohl wenige Zeitgenossen die Wiedereröffnung der Fürstensteiner Bibliothek für das Publikum erleben.

### Dreißigstes Kapitel.

Breslau.

Wer Breslau, gleich mir, lange Zeit nicht gesehen, glaubt sich jetzt oft in eine ganz andere Lokalität versetzt. Das Straßenpflaster für Menschen und Vieh praktikabel, durch die meisten Straßen die Bürgersteige mit Granitquadern belegt, die alten Häuser reparirt oder erneuert, die Vorstädte zum Erstaunen erweitert und bebauet! Nur die Promenade, die Promenade, die dem bessern Geschmacke so viel Spielraum durch ihre vortheilhafte Lage darbietet, scheint sich allmählig auf eine mit Bäumen besetzte Sandbahn reduzieren zu wollen, obschon ich mir sagen ließ: ihre Unterhaltung koste der Stadt jährlich große Summen.

Was mich zunächst interessirte, war die Einrichtung der oberschlesischen Eisenbahn, daher machte ich dem Direktor derselben, Herrn Friedrich Lewald, meinen Besuch, und fand in ihm einen Mann, der ganz für seine dormalige Stellung geschaffen erschien. Gebildet, gewandt, scharffehend und praktisch sind meiner Ansicht nach diejenigen Prädikate, welche man diesem

tüchtigen Kopfe zuerkennen muß. Mit der allergrößten Bereitwilligkeit machte er mich mit allen Details der Bahneinrichtung bekannt, und ich muß gestehen, bei dieser Anlage haben die Menschen einmal sich die Erfahrungen Anderer zur Lehre dienen lassen, folglich eine Ausnahme von der Regel gemacht. Man kann mir die Sucht zu loben nicht zur Last legen, hier aber hat man sich lobenswerth genommen. Möge meine Befürchtung, daß auch diese in jeder Hinsicht zweckmäßig angelegte Bahn nicht rentiren werde, nicht in Erfüllung gehen.

Herr Lewald hatte kürzlich einen schlagenden Nulitätsbeweis des Projekts einer Seitenbahn von Breslau nach Schweidnitz und Freiburg als Manuscript drucken lassen, wovon ich so glücklich war, einen Abdruck zu erhaschen. Die Bahnverhältnisse sind darin so treffend beleuchtet, daß ich mich nicht enthalten konnte, diese wahrhaft ergöglichen Blätter in einer Beilage abdrucken zu lassen; der Herr Verfasser wolle mir diesen kleinen Diebstahl vergeben.

Hiernächst war ich äußerst begierig zu erfahren: wie es eigentlich gekommen, daß in Breslau (!) die Constitutionsfrage habe auftauchen können, und mit Hülfe einiger Bekanntschaften drang ich in das sonderbare Gewebe. Ich kannte ja meine Leute, und wußte wohl, daß diese Blume nicht auf einheimischer Erde gewachsen; kein Breslauer konnte die Triebfeder

gewesen sein! Das geringe Häuflein geistiger Intelligenz in der Breslauer Bürgerschaft wurde entzündet durch die Kraft eines Mannes, und diese Kraft entwickelte sich unter Jahre langem Drucke, stärkte sich an Hintansetzungen, lernte beißen an der magern Brodrinde, die man ihr nicht auch zu entziehen wagte. Se. Majestät hätte sich, bei etwas näherer Kenntniß der Sachlage, den ganzen Trödel ersparen können, während der Wurm fortzagen dürfte, sofern nicht die richtigen Mittel eingeschlagen werden.

Man scheint in Berlin ziemlich auf rechter Spur zu sein, indessen zu verschmähen, das richtige Gegengewicht in Anwendung zu bringen. Es gelang mir, die Akten des letzten Landtages zur Einsicht zu bekommen, und ich werde bei Besprechung derselben wieder auf diese Angelegenheit zurückkommen.

Als ich des Abends an der table d'hôte saß, vernahm ich auf der Straße das Getön einer kleinen Glocke, ähnlich der eines ehemaligen Ausrufers in Halle und an die russischen Postglocken erinnernd. Auf Nachfrage erfuhr ich, dieses Geklingel rühre von den neuetablierten Droschken her. Du liebe Zeit! wenn man den Breslauern vor zwanzig Jahren hätte begreiflich machen wollen, daß der Luxus des Fahrens anno domini 1841 so weit eingerissen sein würde; es dürfte dies ein schweres vergebliches Stück Arbeit gegeben haben. Nun, ich bekenne mich in der Theorie

zu den abgesagten Feinden alles Luxus, obschon es mit der Praxis bisweilen auch bei mir hinkt, namentlich wenn ich gestehen muß, daß eine Schwalbe keinen Sommer mache. So kam es denn auch, daß am andern Morgen mein erstes Wort an den Aufwärter war: »Er möge mir sofort eine der neueingeführten Droschken zu einer Fahrt in's neue evangelische Schullehrer-Seminarium besorgen!«

Der Mensch glözte mich an und fragte mich endlich: »Welches Seminar ich meine? er kenne nur zwei Schullehrer-Seminarien, das katholische auf dem Sande und das evangelische in der Neustadt, von einem neuen wisse er nichts.«

Ungerlich griff ich nach meiner gelehrten Topographie \*) und fand da richtig noch nichts von einer Dislokation des evangelischen Seminars erwähnt.

\*) Ein sehr empfehlenswerthes Buch unter dem Titel: Vollständige Topographie von Breslau, nach den besten Quellen bearbeitet von G. Roland. Breslau 1840 (528 Seiten und mit vielen, nicht sonderlichen Steindrücken). Daß bei Aufzählung der Straßen und Gassen das „Freiheitsgäßchen“ in der Schweidnitzer Vorstadt fehlt, ist wohl ein Breslauer Censurstreich; denn ich fand den Verfasser dieser Topographie übrigens zu genau, um ihm einen solchen, wenn gleich unbedeutenden, Mangel zuzutrauen. Die Breslauer Censur soll großartig im Streichen sein, wenn man der Versicherung daffiger Literaten Glauben beimessen darf; der bekannte Dichter Hoffmann von Fallersleben sagt in seinem „Schillerfest“: Von dem, was allein der Censor in den Breslauer Zeitungen jährlich streicht, könnte eine Familie bequem leben.“

Ich sah meinem Aufwärter durch die Fenster nach, als er ging, um eine Droschke zu besorgen, und es verging wol eine gute Stunde, ehe derselbe mit einem solchen Fuhrwerke angerollt kam; er benachrichtigte mich, daß er die ganze Stadt habe durchlaufen müssen, ehe es ihm gelungen, einer Droschke zu begegnen. Nun man muß gestehen, die Verführung zum Droschkenluxus ist in Breslan noch nicht sehr gesteigert vorhanden.

Mein Topograph, Herr G. Roland, hatte mich pag. 336 seines gelehrten Schweiß verrathenden Buches unterwiesen: »Seminaradministrator ist gegenwärtig Herr M. Binner, Oberlehrer Herr Ch. G. Scholz; beide wohnen in der Anstalt selbst.«

Als ich dieser Anweisung zu Folge im dunkeln Klostergange des alten Seminargebäudes einen mir be-  
 gegnenden Seminaristen fragte: »Wo ich zum Direktor der Anstalt, Herrn Binner, gelange?« antwortete der junge Mensch mit verlegener Stimme: »Die Direktion wird jetzt vom Herrn Oberlehrer Scholz vertreten,« und wies mich gefällig zwei breite Treppen zur Wohnung dieses Herrn, bei dem ich mich im Auftrage eines Freundes in Petersburg wegen eines frühern Zöglings der Anstalt erkundigen sollte und wollte.

Der Mensch ist von Natur darauf angewiesen, von sich auf andere zu schließen, und ich habe daher ein gewisses Vorurtheil gegen wohlgenährte Lehrer; denn es

ist mir rein unbegreiflich, wie einen solchen der tägliche Aerger mit der bornirten, unartigen Jugend oder Menschheit körperlich gedeihen lassen könne. Daher machte Herr Scholz anfänglich, trotz der größten Arzigkeit und Zuorkommenheit, keinen sonderlichen Eindruck auf mich, und erst nachdem ich später über den Mann näher unterrichtet wurde, kam ich gänzlich von meiner vorgefaßten Meinung zurück, die sich auf meine eigene Individualität gründet, vermöge welcher ich das untauglichste Lehrersubjekt unter der Sonne zu sein die Ehre habe.

Nachdem ich von Herrn Scholz alle mögliche Auskunft in Betreff meiner Anfrage erlangt hatte, erlaubte ich mir bei demselben die Anfrage: »Ob er mir nicht sagen könne, warum der Neubau des Seminars, wozu Graf Schlabberndorf ein Vermächtniß hinterlassen, noch nicht vor sich gegangen oder welche Anstalten dazu etwa schon getroffen?« die Antwort lautete: »Soviel mir bekannt ist, prozessirt man noch um dies Vermächtniß.«

Armer Schlabberndorf! Du Einer von den Wenigen, die unter der Masse Menschheit sich ernstlich bestrebte, Mensch zu sein! Also man prozessirt um Deinen letzten so reinen, liebevollen Willen! Je nun, Dir geschieht ganz recht, warum nahmst Du Dir heraus, vernünftiger zu sein als die Masse! Die Liebe, die Vernunft, die Wahrheit und andere schöne Dinge

werden nun einmal von dieser erquicklichen Menge beprozessirt! \*)

Zu Mittag speisete ich bei einem Universitätsfreunde, dessen amtliche angesehene Stellung von einer Art ist, daß er wol genau über die Verhältnisse des Seminars unterrichtet sein konnte, und dieser theilte mir, als ich meines Besuches in der Anstalt erwähnte, Mancherlei Bezügliches mit, das ich hier einschalten will:

»Wir haben,« so lautete der Bericht, »schon seit Jahren unsere liebe Noth mit dem Seminar, dessen Direktion man sich pikirt, in die Hände eines Geistlichen zu legen. Schon einmal hat es sich erwiesen, daß Geistliche, denen das Beschwerliche des praktischen Lehrfaches überall nicht zusagt, wenig taugen bei Fabrikation der Schullehrer. Dagegen beweiset uns ein praktischer Schulmann, unser Oberlehrer Scholz, den Du eben kennen gelernt, jetzt zum zweiten Male, wie gut die Sachen gehen, wenn ein Mann an der Spitze steht, der nicht geistlich bequem ist.«

»Dieser Scholz gehört zu den tüchtigsten Pädagogen unserer Zeit, und hat dies durch Wort und That vielfach bewiesen. Seine Schriften sind gesucht und weit verbreitet, und sein Wirken in der Schule,

\*) Seitdem ist der Neubau des Seminars vollendet, wobei — ganz im Gegensatze zum neuen Gouvernementshause — sehr ökonomisirt wurde!

so wie im Seminar, muß musterhaft genannt werden. Anstatt nun einem solchen Manne die Leitung zu übertragen, setzt man ihm einen jungen Theologen vor, nachdem ein Alter seine Unfähigkeit an den Tag gelegt. Dieser junge Theologe hielt es offen mit der pietistischen Partei, Huschke und Consorten, im Geheimen schweifte er aber um so eklatanter aus. Der jetzige König deckte ihm einen Kassendefekt von fast 700 Rthlr. in aller Stille; allein der Schaden war zu weit hinein böß, es entstanden neue Defekte, die Suspension nach sich zogen. Die ganze Stadt wußte fast unter der Hand um dieses jungen Mannes Lebenswandel; im Seminar war völliger Aufruhr und alle Subordination hatte sich gelöst; dennoch merkte die vorgesezte Behörde nichts oder wollte nichts merken. Scholz steht nun wieder seit einiger Zeit an der Spitze der Anstalt, und die Sachen gehen wie am Schnürchen.«

»Demohngeachtet zweifele ich, daß man ihm das verdiente Direktorat geben wird, wozu er ganz der Mann wäre; man wird sicher wieder einen Kopfhänger oder Faullenzer anstellen \*). Dem Einen ist's nicht recht, daß Scholz schriftstellerischen Ruf in der pädagogischen Welt hat, vielleicht weil die eigenen Pro-

\*) Dies ist nicht der Fall gewesen; man hat einen tüchtigen Theologen gewählt, der sich jedoch nicht sonderlich gefallen soll.

dukte dadurch verdunkelt werden; der Andere heult: die Schule müsse wieder unter die Geistlichkeit, und was des Zeuges mehr ist! Wahrlich, man wird irre an der Zeit! — Bis vor nicht gar lange waren die Lehrer förmlich zu schriftstellerischen Leistungen mit vollem Rechte angewiesen, wurden darnach befördert, hervorgehoben, und jetzt sind wir so weit, daß eine Partei zu dominiren beginnt, die es einem solchen Manne, wie Scholz, zum Vorwurfe machen will, daß er ein vorzügliches Rechenbuch, viele gute Sprachbücher und andere sehr anwendbare pädagogische Hülfsmittel an den Tag gefördert.«

»Das Schlimmste bei der Sache ist, daß diese gewisse Partei keinesweges offen und direkt zu Werke geht, vielmehr fein heimlich unter der Hand und äußerst subtil ihre krummen, nichtznuzigen Wege verfolgt, so daß der ehrliche Mann sich schämen muß, ihr nachzuschleichen, was jedoch fast unumgänglich nöthig wird, will man sich nicht ganz überflügeln lassen, und will man erfahren, wie das Spiel steht.«

»Letztlin war davon die Rede: ob man nicht den dreijährigen Seminarkursus in einen zweijährigen verwandeln könne? angeblich, um dem Mangel an Lehrern schnell abzuhelpen. Als ob kein Lehrer nicht besser als ein schlechter sei!«

Im Studirzimmer meines Freundes fand ich auf einem Tische das letzte Programm der öffentlichen Prü-

fung der höhern Bürgerschule, eines Etablissements, das mir aus früherer Zeit nicht bekannt war. Eine Empfehlung verschaffte mir Eintritt in diese Anstalt, und half mir zur Bekanntschaft des Direktors derselben, Herrn Dr. Kletke, eines Mannes von seltener Befähigung für seine Stellung, die nicht zu den leichtesten gehört, da die Anstalt, welcher er vorsteht, keineswegs von Oben sehr begünstigt zu sein scheint; denn obgleich die Zöglinge dieser höhern Bürgerschule bis zur völligen Universitätsreise herangebildet werden, sträubte man sich doch von Seiten der Staatsverwaltung, denselben die Benefizien solcher Gymnasial-Abiturienten angeeignet zu lassen.

Man scheint dergleichen Populairmachungen des Wissens nicht begünstigen zu wollen, und schützt also das alte Gymnasialwesen, welches den Leuten nur die Köpfe mit Vokabelwerk vollpfropfte und sie grammatikalisch um Zeit und Verstand brachte. Das Wissen soll wieder zurück in den Reifrock des Lateins spazieren, damit der Censur das Streichen nicht mehr so sauer werde. Früher dachten die wenigen Denker fast nur, um die Bücherschränke füllen zu helfen, in denen das Wissen so geschützt stand, wie dormalen die Produkte unserer selbstverlegenden Dichter.

Das Schatzkästlein des Wissens ist aber nun einmal dadurch erschlossen, daß man angefangen, Deutsch auch als Gelehrtensprache zu brauchen, und keine Di-

tanengewalt wird den frischen, in's Leben getretenen Luftstrom aufhalten; alle Hemmungen werden gleich Felsstücken nur zerschmetternd auf die zurückfallen, welche ihre kalte Hand daran legten.

Es war an der Zeit, die Gymnasien den Anforderungen der Zeit anzupassen; man wollte es nicht thun, und glaubte die Macht zu besitzen, sich mit Erfolg dagegen stemmen zu können. Die jugendlich kräftigen Rivalen, die höhern Bürgerschulen, beweisen den oben von mir aufgestellten Satz; sie erstanden in Folge der Hemmungen und werden das alte Gymnasialwesen mit seinen Mucken aus den Topfzeiten überflügeln, wenn es durchaus fortfährt, sich gegen die Zeit zu opponiren.

Ein Blick auf den Lehrgang der Breslauer höhern Bürgerschule wird am genügendsten deren große Zweckmäßigkeit zur Befriedigung der Zeitanforderungen darthun.

Der Unterricht wird in sieben Klassen ertheilt, wovon die letzte vorbereitend ist und zwei Abtheilungen hat.

Die Unterabtheilung der Septima hat wöchentlich 26 Stunden, nemlich: 8 St. Deutsch, Uebungen im richtigen, fertigen und betonten Lesen, im freien mündlichen und schriftlichen Nacherzählen des Gelesenen, im Vortragen kleiner Gedichte, in der Orthographie

mündlich und schriftlich, Kenntniß des einfachen Satzes und der Wortarten, Anschauungs- und Denkübungen; Religion 4 St.; Geographie 2 St., Schlesien und Europa im Allgemeinen; Rechnen 4 St., die Spezies in unbenannten ganzen Zahlen, mündlich und schriftlich; Naturbeschreibung 2 St.; Schönschreiben 6 St.

Die Oberabtheilung der Septima hat wöchentlich gleichfalls 26 Stunden, nemlich: Deutsch 8 St.; Religion 4 St.; Geographie 2 St.; Rechnen 4 St.; Naturbeschreibung 2 St.; Schönschreiben 4 St.; Zeichnen 2 St.

Die Sexta hat wöchentlich 30 Stunden, nemlich: Deutsch 6 St.; Latein 4 St., Lesestücke analysirt, in's Deutsche übersetzt und mündlich in's Latein zurück, mit Einübung der Formenlehre verbunden; Französisch 2 St., nach Anleitung von Ahn's praktischem Lehrgange; Religion 4 St.; Geographie 2 St.; Rechnen 3 St.; Geometrische Vorübungen 1 St.; Naturbeschreibung 2 St.; Schönschreiben 2 St.; Zeichnen 2 St.; Gesang 2 St.

Die Quinta hat wöchentlich 30 Stunden, nemlich: Deutsch 6 St.; Latein 4 St.; Französisch 3 St.; Religion 2 St.; Geschichte 2 St.; Rechnen 3 St.; Geometrische Vorübungen

2 St.; Naturbeschreibung 2 St.; Schönschreiben 2 St.; Zeichnen 2 St. (Gesang 2 St., außerordentlich).

Die Quarta hat wöchentlich 32 Stunden, nemlich: Deutsch 5 St.; Latein 4 St.; Französisch 4 St.; Polnisch 2 St.; Religion 2 St.; Geographie 2 St.; Geschichte 2 St.; Rechnen 4 St.; Mathematik 3 St.; Naturbeschreibung 2 St.; Schönschreiben 2 St.; Zeichnen 2 St.; Gesang 2 St. (Die Polnischen und Gesang-Stunden waren außerordentlich).

Die Tertia hat wöchentlich auch 32 Stunden, nemlich: Deutsch 5 St.; Latein 4 St.; Französisch 4 St.; Religion 2 St.; Geographie 2 St.; Geschichte 3 St.; Rechnen 2 St.; Mathematik 4 St.; Naturbeschreibung 2 St.; Physik 2 St.; Kalligraphie 1 St.; Zeichnen 2 St.; Linar- und Planzeichnen 2 St.; Modelliren 4 St.; Gesang 2 St. (Kalligraphie, Linar- und Planzeichnen, Modelliren und Gesang sind außerordentlich).

Die Secunda hat wöchentlich 28 Stunden, nemlich: Deutsch 4 St.; Latein 3 St.; Französisch 4 St.; Englisch 3 St.; Polnisch 2 St.; Religion 2 St.; Geographie 1 St.; Geschichte 3 St.; Mathematik 5 St.; Naturbeschreibung 2 St.; Physik 2 St.; Chemie

2 St. (Englisch und Polnisch sind außerordentlich).

Die Prima hat wöchentlich 32 Stunden, nemlich: Deutsch 4 St.; Latein 3 St.; Französisch 4 St.; Englisch 2 St.; Polnisch 2 St.; Geographie 1 St.; Geschichte 3 St.; Mathematik 4 St.; Physik 3 St.; Naturbeschreibung 2 St.; Technische Chemie 2 St.; Technische Mechanik 2 St. (Polnisch und Englisch sind außerordentlich). Außerdem stand es den Primanern frei, an der Kalligraphie, dem freien Handzeichnen, Planzeichnen, Linarzeichnen, dem Modelliren und am Gesange in andern Klassen an freien Stunden Theil zu nehmen. An freien Nachmittagen waren Uebungen im Feldmessen und Nivelliren angeordnet.

Die Frequenz der Anstalt nahm auf erfreuliche Weise zu, und stieg im letzten Jahre um 18 Schüler; besonders vermehrte sich die Schülerzahl in den beiden obern Klassen, ein Beweis dafür, wo es bei den Gymnasien hinkt. Die Summe aller Schüler betrug 472, welche in dem siebenten bis zum neunzehnten Jahre standen.

Das Programm sagt, daß einem als reif entlassenen Schüler das Königliche Stipendium für das Gewerbeinstitut zu Berlin zu Theil ward; ein zweiter bestand glücklich die Prüfung als reitender Feldjäger und war Zweitbesten unter Zwanzigen. Alle Ehre für die Anstalt, und dennoch bevorzugt man die Gymnasien!—

Sehr charakteristisch für die Begriffe der Breslauer Kaufleute von der ihrer Zöglinge nöthigen Bildung ist es, was der Rektor als Verfasser des Programms versichert, daß nemlich Männer von Gewicht versichern: auch eine unvollendete Schulbildung genüge für den Kaufmann und zwar für's Comtoir völlig, ja übrig. Fabrikanten versicherten gerade das Gegentheil, vermuthlich weil ihnen nur zu oft die auf Geld und in Händen habenden Connerionen pochende kaufmännische Bornirtheit aufgestoßen und unbequem geworden war.

Unter solchen Umständen darf man sich freilich nicht wundern, wenn die Breslauer Herren Kaufleute auf's Glatteis gerathen, sobald es gilt, Verstand, Sachkenntniß und gesunde Uebersicht an den Tag zu legen, wie dies mit dem Freiburg-Breslauer Eisenbahnprojekte der Fall war, das von einigen Matadors der Breslauer Kaufmannschaft, also wol auch Männer von Gewicht, ausgegangen ist, und von Herrn Friedrich Lewald so glücklich ad absurdum verwiesen werden konnte, wie in der Beilage zu diesen Wanderungen ersehen werden kann.

So ist es in Breslau denn auch zu einem prächtigen, neuen Theatergebäude gekommen; zwar gewährt dasselbe von keiner Seite einen architektonisch-schönen Anblick; denn es siehet aus wie ein Glas- oder Treibhaus, allein das Innere ist in vieler Beziehung zweck-

mäßig eingerichtet. Daß der Zuschauerraum abermals zu beschränkt gerathen ist — um den bei heutigen Theaterzuständen so unumgänglich nöthigen Reiz der Neuheit gehörig benutzen zu können — dies mag dem trefflichen Architekten Langhans genug Herzeleid verursacht haben; allein was läßt sich gegen einen Haufen Aktionairs ausrichten, der größtentheils aus Breslauer Kaufleuten besteht! Daß man etwa 20,000 ₰ mehr daran wenden müsse, um zu reüssiren, indem man alsdann jedem Pächter die Existenz sicherte, dies zu begreifen, hätten die Männer von Gewicht etwas länger und erfolgreicher zur Schule gehen müssen.

Die aristokratische Anlage der Logen ersten Ranges, die den Zuschauerraum bedeutend auf Unkosten der andern Ränge beansprucht, wird den Pächter nicht zu entschädigen vermögen. Solch ein Rokoko-Schuß trifft in unserer Zeit kein Ziel! In akustischer Hinsicht läßt dies Theater viel zu wünschen übrig; bei einem vollen Hause bleiben sicher die Hälfte der Zuschauer lediglich auf etwaigen Augenschmaus beschränkt, denn zu hören ist nur immer auf den vordersten Plätzen. Ein Glück, daß das Sehen die Hauptsache bei unserm dormaligen Theaterwesen ist.

Das neue Haus wurde mit Göthe's *Egmont* eingeweiht. Die Dekorationen, Maschinerie, das Kostüm und derlei Neußerlichkeiten waren durchaus tadellos und sehr angemessen; aber, du lieber Gott, mit

der Hauptsache, der Darstellung, sah es im höchsten Grade unangemessen und traurig aus! Ich glaubte das darstellende Personale größtentheils bei der Madame Faller \*) rekrutirt, obgleich man mich versicherte, daß z. B. der Darsteller der Titelrolle, Herr Hefcher, von Tief empfohlen und sogar öffentlich sehr herausgestrichen sei. Der alte Meister hat aber wahrscheinlich nur gespaßt oder — ironisirt — denn ich kann mir nicht denken, daß eine solche dramaturgische Autorität im Ernste Jemanden empfehlen und beloben könne, der bei keinem Grafen und Hofmanne auch nur Kammerdiener Beobachtungen zu machen im Stande zu sein scheint, er würde sonst wenigstens solchen Leuten abgelauscht haben, wie sie sich räuspern und wie sie spucken.

Herzog Alba wurde vom Darsteller zum offenbaren Popanz und Kinderschrecken gemacht, und der berühmte Marionetten = Schütz hätte bei dieser Gelegenheit wundervolle Studien anstellen können. Doch genug von solchem Theater-Sammer, der recht klar werden ließ, in welch tiefen Verfall unser deutsches Theaterwesen gerathen ist. Ich war vollkommen mit einem Besuche des neuen Breslauer Theaters abgefunden, dessen Pächter, dem Baron von Baerst, ich mindestens

---

\*) Direktorin einer in Schlessien herumziehenden Schauspielertruppe.

zugetrauet hatte, daß er im Stande sein würde, seinen Leuten das Räuspern und Spucken beibringen zu können.

Ich las, als ich nach dem Theater heimkehrte, geschwind den Egmont durch, und strengte mich dabei an, die gesehene Darstellung durch angemessene Portraits zu verdrängen, um mir die herrliche Dichtung nicht für immer verleiden zu lassen.

Von jetzt ab verlebte ich in Breslau noch einige Wochen in großer Zurückgezogenheit, ganz den Vorbereitungen zu oben erwähntem größern Ausfluge nach dem Süden hingegeben. Nur dann und wann verkehrte ich mit ein paar alten Freunden, und weiß von meinem Aufenthalte nur noch etwa ein paar kleine Anekdoten anzuführen.

So frappirte mich die Aeußerung eines Nachtwächters, als ich eines Abends von einem Besuche heimkehrte. Die Polizei arretirte ein Frauenzimmer unter großem Halloh des Plebses, und der Mann, welcher des Nachts die Straßen bewachte, erklärte mir den Vorfall gefälligst und fügte hinzu: »Ach! wenn sie nur auch die Mamsellen einfingen, die von den Vornehmen ausgehalten werden (dabei zeigte er mit seinem Stecken auf die hellerleuchteten Fenster eines hübschen Hauses), denn die bringen doch erst die armen Mädcl so weit!«

Ein Bekannter erzählte mir folgende Schnurre:

»Als aus ganz Schlesien die hübschesten Dörflerinnen zusammengeholt wurden, um dem Könige bei seinem Einzuge in Breslau in ihrem National- oder Provinzialtrachten vorgeführt zu werden, brachte auch ein Scholze aus dem Kreuzburgischen in Oberschlesien ein paar allerliebste Dirnen herbei, wandte sich aber an seinen Landrath und brachte bei diesem folgendes Bedenken vor: »Er habe gehört, man wolle alle die aus Schlesien zusammengerufenen Mädchen dem Könige geben, und dieser beabsichtige, sie nach Rußland zu verschenken. Dagegen müsse er nun feierlichst protestiren.« Sein Vortrag schloß verbaliter: »Afu gihts ne, zurücke müssen se!«

Selbst die an den Grenzen schienen sich demnach keineswegs mit der gerühmten Civilisation Rußlands und dessen reizendem Patriarchalismus befreundet zu haben. Damals waren die fünf Falben wol noch nicht an Paskewitsch abgesandt, und ich möchte wol wissen, was den trockenen Scholzen auf die Schenkungs-Idee gebracht! —

Während meines Aufenthaltes in Breslau besuchte ich dann und wann eine oder die andere Buchhandlung und so erfuhr ich, daß dormalen arge Streitigkeiten zwischen evangelischen und katholischen Geistlichen in den Zeitungen ausgefochten würden, wobei man katholischer Seits klagte, daß die Censur ihren Entgegnungen Schwierigkeiten mache, während von

Evangelischen Alles eingerückt werden dürfe. Freilich ein arger Vorwurf!

Der Bisthumsverweser, Domherr Ritter, bemerkte ganz kurz, als die Sache zur Sprache kam: »Freilich, wenn die Sachen auf solchem Wege abgemacht werden, dann schlagen wir uns binnen fünfzehn Jahren!« Hört! Hört!

Man sprach an diesen Tagen viel von den unpolitischen Liedern Hoffmanns von Fallersleben, der an hiesiger Universität als Professor mit 300 Rthlr. Gehalt schon seit einer langen Reihe von Jahren fungirt, ohne befördert zu werden; ja man entzog ihm den Rustosposten an der Universitätsbibliothek und dessen magern Gehalt, angeblich wegen Dienstvernachlässigung, obschon man viel zu thun hätte, wollte man es überall damit so genau nehmen. Die Sache aber ist: der Mann ist schroff von sich eingenommen, wie alle Dichter, und hat dadurch Feinde auf den Hals bekommen, die durch Blasen das ohnehin scharfe — ich möchte gern sagen — feurige Blut noch mehr entflammen. Diese unpolitischen Lieder sind nun aber unpolitisch genug vom Verfasser geschrieben; er schadet sich als Dichter durch diese gereimten, politischen, prosaischen Satyren, die oft nahe an Wahrheit streifen, und schadet sich als Professor auf einer Universität. Allein er schadet, wie gesagt, nur sich selbst damit, warum also diese Reime verbieten? Dadurch hat man nur erfüllt,

was der Verleger, Herr Julius Campe, gewünscht und vorher schon berechnet. Ich bin fest überzeugt, man würde ohne Verbot von den 300 Exemplaren, die etwa nach Breslau gegangen sind, nicht die Hälfte gekauft und von dieser Hälfte nicht die Hälfte gelesen haben. Jetzt, da man das Verbot ergehen ließ, behielt natürlich ein Jeder das ihm von der Buchhandlung schon mit dem in Erfüllung gegangenen Avis zugesandten Exemplare und las es nicht nur, sondern wurde von aller Welt darum angegangen, so daß es jetzt so gut ist, als cursirten Tausende von Abdrücken.

Die Herren, welche oben am Ruder sitzen, kennen in der That die Dinge nur recht theoretisch, sonst würden sie drucken und cursiren lassen, was da wollte. Höchstens ein halbes Jahr würde das Publikum im Reize erhalten werden, sodann aber sich blasé abwenden. Man frage doch nur erfahrene, wohlmeinende Buchhändler, die werden bestätigen, was ich versichern kann.

Die Hoffmannsche Liederangelegenheit amüsirte in Breslau auch noch auf andere Weise. Der Verfasser wurde nemlich auf höheren Befehl zur Verantwortung gezogen, und als ihn der Inquirent, Herr Universitäts-Curator, Geheime Rath Heintke, befragte: Warum er statt solchen Dingen nicht lieber wissenschaftliche Bücher schreibe?« erfolgte die Antwort: »Ach! Herr Geheime Rath, ich gebe jährlich ein auch zwei Bände

gelehrten Inhaltes heraus, die Niemand liest, darum gönne man mir doch hin und wieder das Vergnügen, ein Büchlein in die Welt zu senden, das die Leute auch wirklich lesen mögen!«

Nachträglich hat man, wie man mich in Lemberg versicherte, in Preußen die sämtlichen Verlagsartikel des Verlegers der Hoffmannschen höchst unpolitischen Lieder verboten, und dadurch dem Dinge noch größeres Aufsehen zu Wege gebracht. Die Buchhandlung wird gewiß heimlich mit diesem Akte der Polizei sehr zufrieden sein, wenn sie auch aus guten Gründen äußerlich anders spricht; denn kein besseres Manöver hätte erdacht werden können, um ganz Deutschland recht laut auf die bereits in's Verschollene gezählten verschiedenen anrühigen Artikel dieses Verlegers, als da sind: Heine, Börne, Maltiz und Andere mehr, wieder aufmerksam zu machen \*).

Dabei treibt der Zufall ein wahrhaft launenhaftes Spiel, denn der Verleger von Hoffmanns unpolitischen Liedern hat auch die sämtlichen dramatischen und undramatischen Werke des großen Berliner Bühnendichters Raupach im Verlage. Sollte vielleicht das

---

\*) Ich vermuthe aus dieser Ursache, daß die später erfolgte Aufhebung des ergangenen Verbotes, in Folge der edeln Gesinnung des Königs von Preußen, der Verlagshandlung eher nachtheilig als förderlich geworden sein werde.

Verbot die Theilnahmlosigkeit des deutschen Lesepublikums gegen Raupachs Sachen aus dem argen Schlummer erwecken? Oder verbot man dieselben um deren Vergessenheit im Publikum anders zu motiviren, als durch Degout? Wird endlich der Berliner Publikum verschont bleiben mit Aufführungen Raupachscher Stücke, weil sie gedruckt verboten sind? Oder wird man auf der Bühne gestatten, was im Buchladen zu führen untersagt ist? Die Lösung dieser zweifelhaften Fragen müssen der Zukunft oder der Beantwortung tiefer Eingedrungenen überlassen bleiben.

### **Einunddreißigstes Kapitel.**

Die Verhandlungen des schlesischen Landtages vom Jahre 1841.

Der König hatte den schlesischen Ständen neunzehn Propositionen gemacht, es waren folgende:

1) Wegen Erwählung ständischer Ausschüsse und Publikation der Landtagsverhandlungen wurde an vier Tagen debattirt. Den ersten Punkt anlangend, so war man ganz im besten Fahrwasser, denn es drehte sich ja um Formalitäten, und man einigte sich hierüber schon bei der ersten Verhandlung. Ueber den zweiten Gegenstand erhob sich Schütteln der Köpfe; namentlich trat der Breslauer Abgeordnete, Tschocke, auf und focht einen Satz in der Adresse des Landtages an, worin nämlich gesagt wird: »Se. Majestät habe mehr gewährt, als man zu bitten oder zu beantragen gewagt hätte.« Der wackere Bürger meinte: die hohe Achtung vor Sr. Majestät gebiete immer nur auszusprechen, was die innigste Ueberzeugung des Landtages sei. Ferner hielten sich zwei an-

dere Breslauer Abgeordnete, Klocke und Milde, darüber auf, daß Graf von Pückler in der ersten gedruckten Veröffentlichung der Landtagsverhandlungen bei Abfassung derselben die Phrase gebraucht: »Der König habe die vollste Befriedigung aller Wünsche gewährt,« und wollten wissen, ob sich dies auf einen Landtagsbeschluß gründe? Graf Pückler wurde darüber sehr böse und meinte: er habe die Bearbeitung der Bekanntmachung nur aus Folgsamkeit gegen den Landtagsmarschall übernommen, und wolle nur diesem und des Königs Majestät Rede stehen. Sehr scharfsinnig äußerte ein Mitglied der Ritterschaft in Betreff des Offiziellen solcher von Landtagsmitgliedern ausgehenden Artikel: »Die Thatsache sei offiziell, die Meinung aber Sache des Redakteurs, der darüber vom Publikum zur Rede gestellt werden könne.«

Obwohl nun anzunehmen war, daß dagegen die Breslauer Abgeordneten nicht viel einzuwenden haben könnten, unterließen sie dennoch nicht, mehrmals darauf zurück zu kommen: der Ausdruck »Vollste Befriedigung aller Wünsche« schliesse alle fernern Anträge auf abändernde und verbessernde Bestimmungen in ständischen Angelegenheiten aus.

Es steht zu befürchten, daß über die Art und Weise, mit dem Könige zu reden, zwischen dem Adel und den andern Ständen stets verschiedene Ansichten herrschen dürften; denn was weiß der Bürger und Land-

mann davon, wie man bei Hofe spricht? Diese guten Leute sind der Meinung: eben darum seien die Landtage da, daß der König sein Volk sprechen hören könne, wie es ihm um's Herz sei. Der Adel aber kennt die Umstände genauer; er weiß, welche Sprache ein König zu hören gewöhnt ist, und daß er wol im Stande sei, eine Pille aus den devotesten Worten heraus zu schmecken, daß aber schöne Worte einmal Hofstyl seien u. s. w.

2) Wegen eines ständischen Wahlreglements einigte man sich in einer Verhandlung, und es zeigte sich dabei unter Anderm, daß fünf anwesende Abgeordnete der Städte sich beschwerten: nicht in der Ordnung einberufen worden zu sein. Es ließe sich hierauf erwidern: und dennoch sind die Herren erschienen? Fühlten sie sich in ihrer Würde verletzt, oder nicht vollkommen in dieselbe eingesetzt, so mußten sie sein daheim bleiben. Das nächste Mal würde man schon für bessere Einrichtungen gesorgt haben. Takt! mögte man den Leuten recht laut zurufen.

Wie wenig einestheils die Staatsbürger ihre Interessen beim Landtage gehörig wahrzunehmen wissen, und wie fahrlässig die gewählten Repräsentanten ihre Obliegenheit erfüllen, dafür nur ein Beispiel. Im Wahlbezirk der Städte Friedland, Gottesberg, Münsterberg, Nimptsch, Reichenbach, Silberberg, Freiburg und Waldenburg wurde der Kaufmann W. Kattner

in Nimptsch zum Abgeordneten ernannt, und ich weiß mit Bestimmtheit, daß, wo nicht alle, so doch einige Städte vom Herrn Repräsentanten nicht einmal befragt wurden: ob sie irgend etwas zu erinnern hätten! Unter solchen Umständen wird freilich jeder Gedanke an constitutionelle Staatsverwaltung zur Lächerlichkeit.

3) Wegen eines Holzdiebstahlgesetzes einigte man sich in drei Verhandlungen zu einem Resultate.

4) Wegen eines Gesetzes über Jagdvergehen einigte man sich ebenfalls in einer Sitzung, zumal das Gesetz sehr zu Gunsten dieses Dominalvergnügens abgefaßt war, und die etwa dadurch Beeinträchtigten wenig oder keine Vertreter beim Landtage haben. Was sind für die ganze Provinz fünfzehn Vertreter für den Stand der Landgemeinden? Ueberdem werden doch nur Wohlhabende gewählt, die als quere wol gar bei den Jagden der Dominalherren erscheinen dürfen, und dem zufolge instigirt sind, ein Auge zuzudrücken!

Rühmend ist zu erwähnen, daß mehrere milbernde Bestimmungen von den Ständen in Vorschlag gebracht wurden. Mögte man sich nach dieser Inschußnahme des Dominal- oder Jagd-Vergnügens nun aber auch bald über möglichst billige Berücksichtigung der Nützlichkeit kleiner Grundbesitzer gesetzlich bestimmend einigen, damit nicht z. B. bei feuchtem Wetter

die jungen Saaten von Jägern und Troß beschädigt werden, die Wildverwüstungen durch Wildhegungen nicht große Nachtheile dem armen kleinen N ü g l i c h e n herbeiziehen und was dergleichen Dinge mehr sind; denn es ist wol eine schöne Sache um das dulce des Lebens; indessen unsere Zeiten verlangen mit Recht daneben Berücksichtigung des utile.

Als ich neulich eine kleine Tour auf der Schnellpost machte, traf ich auf einen echten Repräsentanten der schlessischen Dominalherren im Obristlieutenant a. D. v. N\*\*. Seine Aeußerung über die Jagd war so charakteristisch, daß sie hier erwähnt zu werden verdient. Er sagte: »Ich war lezthin bei Magni zur Jagd und fand da leider Krethi und Plethi beisammen, außerdem war die Jagd in den Grund hinein verdorben durch den königlichen Oberförster in Karlsberg unter der Heuscheuer, der ohne Gnade Alles zusammenschießt, was ihm vorkömmt.« Es ist dies von einem königlichen Offizianten unverantwortlich!

Müßten die Herren Dominalvergnügler den Wildschaden bezahlen, so würden sie ganz anders singen und ebenfalls niederschießen, was sie könnten. Auf Anderer Unkosten läßt sich's leicht Vieh halten! Wir haben dafür das sprechendste Beispiel in Sachsen. Kam man früher in die Umgegend von Dresden, so wimmelte es da, trotz der Klagen des armen Volkes, von Wild. Seit der Constitutionseinführung hat der

König den Wildschaden zu vergüten, und als man diesen um Schonung des Wildes anging, antwortete er: »Meine Civilliste würde endlich kaum hinreichen, den liquidirten Schaden zu ersetzen, darum fort mit dem Wilde!« Von dieser Seite scheint Friedrich August dem Gerechten die Sache nicht vorgestellt worden zu sein, denn damals ravagirte das Wild in seinen Revieren so arg, wie in den Revieren vieler seiner großen und kleinen Lehnsträger, und es half dagegen nur — geduldige Ertragung des Schadens. Ich selbst bin leidenschaftlicher Verehrer des Wildes, und ärgere mich oft darüber, daß Alles immer zahmer wird; indessen leben wir einmal in zahmen Zeiten und müssen uns darnach schicken.

5) Wegen eines Forst- und Jagd-Polizei-Gesetzes wurde an sechs Tagen verhandelt; ehe man zu einem Endresultate gelangte, ließ namentlich der Jagd-Polizei-Gesetzentwurf noch eine Menge beschränkender Gesetze zu Gunsten der nicht Jagenden als rationell zu. Die Interessen der Letztern sind nur sehr mangelhaft in diesem Gesetze vertreten und nur wenig Wohlthaten denenselben zugesichert; indessen ist es doch jetzt nach §. 136 gestattet, Raubthiere, die den Hausthieren schädlich, in den Gehöften zu fangen. Man ist jedoch verpflichtet, sie gegen das taxmäßige Fanggeld den Jagdeigenthümern auszuliefern, vermuthlich, um der Hörigkeit nicht störend in den Weg zu

treten. Nur immer langsam voran! Der Zopf ist doch bereits einigermaßen in dem Haarbeutel verwandelt; vielleicht hilft die Zeit weiter!

In einer besondern Sitzung einigte man sich hinsichtlich der Waldstreuberechtigung als integrierenden Theil des Forst- und Jagd-Polizei-Gesetzes.

6) Wegen einer Strom- und Deichordnung, sowie wegen einer Strom- und Uferpolizeiordnung debattirte man in vier Verhandlungen. Ob aber durch diese Ordnung die bisherige Unordnung in der Schiffbarkeit der Oder, sowie in ihren Ufereindämmungen abgestellt werden wird? Der Landtag sollte recht angelegentlich auf die Milbewirthschaftung, namentlich in den ältesten Zeiten, sein Augenmerk richten. Vielleicht würden dadurch die Wehthaten der Uberschwemmungen in Wohlthaten umgewandelt werden können. Freilich müßte dann mehr gethan werden, als Gesetze und Verordnungen wegen des Bestehenden zu vermitteln!

7) Wegen Errichtung von Oberappellations-Gerichten entschied man sich in einer Sitzung schnell für Errichtung einer solchen Instanz in Schlesien, und hatte dazu gewiß gute Gründe. Ein Schelm meinte: nach einiger Zeit würde ein Geheimer-Ober-Revisionshof dieser Oberappellations-Gerichte nöthig werden und er schlage im Voraus dazu den Titel: »Geheimes = Ober = Doppel = Gericht« vor.

8) Wegen der Laudemialpflichtigkeit entschied man sich in einer Verhandlung für den Gesetzentwurf, da derselbe ganz im Interesse Derer gehalten war, die Laudemien zu beziehen haben, nemlich der größern Grundbesitzer. Meliorirt demnach ein laudemialpflichtiger Grundbesitzer sein sogenanntes Eigenthum, so geschieht dies namentlich zum Besten der Einkünfte des Laudemialberechtigten, der gar nichts dafür zu leisten verpflichtet ist. Bei Verkäufen, Vererbungen und dergleichen tragen demnach Meliorationen nur zur Erhöhung der Laudemiallasten bei. Eine saubere Ermunterung des Fleißes u. s. w. Hier steht offenbar der Haarbeutel wieder im Begriff zum alten Topfe zurück zu schreiten.

9) Wegen Legitimationsatteste beim Pferdehandel entschied man sich in zwei Verhandlungen.

10) Wegen eines Pensions-Reglements für die Beamteten des höhern Lehrerstandes entschied man sich in einer Verhandlung. Lehrer an Elementarschulen sind, sowie Beamtete, die blos mechanische Dienste leisten, ausgeschlossen; vermuthlich weil diese Leute meist recht schwere, wo nicht die schwersten Arbeiten zu verrichten haben. Man setzt mithin wol voraus, daß sich der Mensch bei schwerer Arbeit füglich bis an's Ende des genußreichen Lebens conservire. Nur muß man sich billig wundern, daß die sich so

gern conservirenden Vornehmen und Großen nicht mehr zu der schweren Arbeit drängen, vielmehr gerade diese von sich auf die Schultern Anderer zu wälzen suchen.

11) Wegen Ablösung der Erbpachtleistungen entschied man sich in einer Verhandlung.

12) Wegen des Verfahrens bei Parcelirung von Grundstücken und wegen Intestat-Erbfolge in ländlichen Besizungen debattirte man in fünf Verhandlungen. Im Verfolge der Debatten war von verschiedenen Seiten in der Versammlung die Besorgniß geäußert worden: daß die Tendenz des vorliegenden Gesetzes dahin gehe, die in unserer Zeit zum Wohl der ärmern Volksklasse so nöthigen Parcellirungen zu beschränken, und daß es bedenklich sei, die ganze Angelegenheit in die Hände der Landespolizeibehörde zu legen. Zwar ward hierauf abwehrend entgegnet, indessen — der Abgeordnete der Stadt Breslau, Milde, beantragte die Registrirung seiner Meinung ausdrücklich, und führte an: »Daß die Bestimmungen des §. 5 des Gesetz-Entwurfs (welcher Verfügungen zu Gunsten desjenigen enthält, der in den Besiz eines Gutes gelangt, über das ein Erblasser nicht testamentarisch verfügte) eine Verletzung der heiligsten Familienrechte involvire; daß dieselbe eine rückgängige Bewegung der Gesetze von 1807 bis 1811 beabsichtige; daß er daher gegen den ganzen Gesetz-Entwurf feierlichst Protest einlegen müsse, weil

derselbe die innerlichsten Familienverhältnisse, besonders die geschwisterlichen, aufs Verletzendste berühre.«

Als darauf erwidert wurde: »Daß dies Gesetz ein Vorschritt in des Reichs gesetzlicher Freiheit sei, indem es, von fremdartigen Bestimmungen zurück kommend, sich auf Geschichte und auf die aus dem Volke herausgebildeten Verhältnisse stütze, daß aber, wenn Grund und Boden in jedem Erbfolge als fahrende Habe ausgeben, zerstückt und zu Märkte gebracht würde, alle Stabilität und hiermit die Grundpfeiler des monarchischen Prinzips dahinsinke,« entgegnete dieser Abgeordnete der Stadt Breslau: »daß jedes Vermögen, sei es angelegt, wie es auch wolle, zur Stütze der Krone gereiche; Stabilität sei aber nirgends zu finden, sondern alle Gewerbe hätten nur einen gemeinsamen Zweck, und dieser sei: die Förderung der Nationalwohlfaht, des Nationalwohls!« —

Als hierauf ein Abgeordneter des Ritterstandes zu entgegnen befand: »daß der Grundsatz jederzeit den sichersten Halt der gesammten National-Industrie bilden würde, daß das vorliegende Gesetz aber als Anknüpfungspunkt für fernere Bildung und Haltbarkeit gelockter Verhältnisse betrachtet und somit dankbar aufgenommen werden müsse,« verwahrte sich der Abgeordnete von Breslau noch ausdrücklich dahin: »Daß dergleichen Reaktionen zu bekämpfen wären, daß ihm aber das Vertrauen auf die hohe Weisheit Sr. Ma-

jestät die Ueberzeugung gewähre, daß wohl erworbenene Rechte geschützt werden, das vorliegende Gesetz demnach zu keiner Ausführung gelangen würde.«

Die Ritter bestanden durchaus auf den Rückschritten, obschon auch zwei Abgeordnete der Landgemeinden, der Erblehnrichter Prose aus dem Wahlbezirk Görlich und der Erbscholz Göllner aus dem Schweidnitzer Kreise, sich in besondern Separatvoten dagegen verwahrten. Die Ritter wußten's besser und wollten in ihrer Majorität — 50 Stimmen gegen 33 — Göllner's Separatvotum nicht aufnehmen; allein der Herr Landtagsmarschall erinnerte sich endlich: daß man dies nach der Verordnung nicht wol thun könne, und somit geschah die Aufnahme.

Wenn es bei diesem einzigen Rückschritte bliebe und nicht — wie die gewiß gut unterrichteten Ritter herausplakten — das dicke Ende nachfolgte, so könnte man sich wol über das Durchgehen dieser Gesetzesvorschläge beruhigen; denn gegen die allzu große Zersplitterung des Bodens läßt sich in der That gar manches sagen, und was hält denn die Leute vom Testiren ab, die nicht mit dem Gesetz zufrieden sind? Allein man fürchtet, die Dominalvergnügten könnten so lange zurück marschiren, bis sie die Bauern wieder an ihre Pflüge zum Vergnügen spannen dürften, und diesem goldenen Zeitalter wünscht allerdings ein damit nicht vergnügter Theil der Nation die ewige Ruhe.

Wären die Landgemeinden nicht so unverhältnißmäßig wenig vertreten, es würde um die Majorität bei diesem Vorschlage mißlich gestanden haben.

13) Wegen eines allgemeinen Bergrechts wurde in vier Verhandlungen entschieden. Es steht aber zu befürchten, daß bei der Abfassung dieses Rechtes die einzelnen Gewerke bei weitem nicht speziell genug vertreten worden sind, um ein unparteiisches Gesetz zu Tage zu fördern. Die ganze Vertretung geschah von Dominialgewerken, daher die Interessen der Rustikalgewerke gefährdet erscheinen. Was in den Augen der Dominialbesitzer gerecht erscheint, wird oft das schreiendste Unrecht für andere Mitgewerke, da das Recht ohnehin schon die Hälfte von allem Bergbau den Dominien vor den andern zuspricht! Der Bauer braucht bei Bergwerksunternehmungen auf seinem eigenen Grund und Boden nicht zugelassen zu werden, obschon er gleiche Nachtheile bei etwaigen Schärfungen hat, und er sein Gut so frei besitzen soll, als der Dominialherr, dadurch, daß er sich mit diesem abfand. Da hängt abermals der Zopf noch gewaltig herunter!

14) Wegen Befugniß der Kreisstände: Ausgaben zu beschließen, entschied man sich zu-

stimmend in einer Verhandlung. Bei dieser Gelegenheit brachte ein städtischer Abgeordneter in Anregung: es mögten die Städte und Landgemeinden künftig auf den Landtagen in derselben Personenzahl vertreten werden, als der Fürsten- und Ritterstand; allein die Sache fiel durch. Die Herren Ritter hätten auch in solchem Falle zu befürchten, daß sie gar oft von den Bürgern und Bauern aus den alten Satteln gehoben würden. Diese werden endlich wol einsehen lernen, warum es sich handelt, und daß sie nur Auskultatoren oder zu gut deutsch Ohrenspitzer sein dürfen, zwar mit Sigen, aber ohne Stimmen; wie der alte berbe Blücher in Bezug auf die Landstände überhaupt seiner Zeit anwandte.

15) Wegen des Provinzial-Feuer-Societätswesens für das gesammte platte Land und sämmtliche Provinzialstädte wurde in elf Verhandlungen debattirt.

16) Wegen verheißenen Steuer-Erlasses, in zwei Verhandlungen entschieden.

17) Das Dreiding betreffend, ebenfalls in zwei Verhandlungen debattirt, wodurch das Dreiding zum Unding wurde.

18) Wegen der Provinzial-, Partikular- und Lokalrechte focht man in fünf Verhandlungen; denn es gab da manch alten Sauerteig anzufassen.

Hierauf folgten nun die Verhandlungen über ständische Verwaltungsgegenstände:

1) Ueber das Irren-, Heil- und Verpflegungswesen der Provinz wurde in zwei Verhandlungen debattirt, und in der That lassen die dormaligen Einrichtungen gar manches zu wünschen übrig. Ich hörte von Pensionairs, die jährlich 4 bis 600 Thaler Verpflegungskosten an die Anstalt zahlen, ohne daß die Familien von der Direktion auf Anfragen wegen des Befindens der Kranken, eingeforderte Nachrichten zu erhalten im Stande sind; der kurze Bescheid lautete in einem Falle: »Die Direktion habe zu viel Anderes zu thun, als daß sie sich mit dergleichen Nachrichtenertheilungen befassen könnte.« Es wird verlangt, man solle sich vorher an den Verwaltungsrath nach Liegnitz deshalb wenden, und Gott weiß, in welchen Zwischenräumen trockene, amtliche Nachrichten vielleicht gewärtigen. Fast scheint es, als nehme man auch hierbei an: das Publikum sei der Angestellten und Behörden halber auf der Welt, und nicht umgekehrt.

2) Ueber das Taubstummen-Unterrichtswesen, in zwei Verhandlungen besprochen.

3) Wegen Errichtung eines provinzialständischen Landhauses verhandelte man in zwei Sitzungen, und stimmte endlich für einen Bau,

dessen Anschlag 92,000 Thaler lautete. Die königliche Genehmigung ist rasch erfolgt, und so wird Breslau bald um ein Luxusgebäude reicher sein.

Sollte es nicht vielleicht zweckmäßiger gewesen sein, anstatt ein solches Kapital zu verausgaben, nur die jährlichen Zinsen davon zu verbrauchen? Diese, mindestens 4,600 Thaler betragend, hätten wol allerhand Gutes neben Beschaffung eines Versammlungslokales stiften können. Für 1,600 Thaler jährlichen Zins würde man unter den anständigsten und zweckmäßigsten Lokalen haben wählen können, zumal nur alle zwei Jahre Versammlungen statt finden. Es würden demnach zu beliebiger Verwendung jährlich 3000 Thaler übrig geblieben sein. Sollte die Vertheilung dieser Summe an Preisbewerber zur Lösung von Fragen über Gegenstände, deren gründliche Erledigung die Kürze der Landtage unzulässig macht, nicht von viel segensreicherer Wirkung gewesen sein, als ein Hausbau? Die tüchtigsten Köpfe, Gelehrte und Andere hätten auf diese Weise manchem Gesetzentwurf mehr Haltbarkeit und Gründlichkeit geben helfen können!

Die Stadtgemeinden waren auch gegen den Bau, und man darf mit Bestimmtheit behaupten: die öffentliche Meinung sei ebenfalls dagegen gewesen. Mehrere Stimmen erklärten sich nur wegen der Mehrzahl dafür. Dies liefert abermals einen Beweis für

das Mangelhafte in Vertretung der Provinzialinteressen.

4) Wegen Errichtung der ständischen Bibliothek entschied man in einer Verhandlung.

Die Zahl der bei dem Landtage eingereichten Petitionen belief sich auf Einhundert. Davon wurden folgende beim Könige bevortwortet:

1) Petition des Grafen Renard, betreffend die baldige Emanirung des Gesetzes zur Beförderung des Ablaufs und zur Anhaltung und Benutzung der Gewässer. (Auf Grund des Referates über Strom- und Ufer-Polizei).

Das Wohlbegründete dieses Gesuchs verbürgt schon der ehrenwerthe Name des Petenten.

2) Petition des Abgeordneten Milde, betreffend die Fluß-Schiffahrt auf der Oder, Aufhebung aller Wehre und Mühlen-Anlagen, welche den Strom beengen.

Herr Milde scheint kein Freund von Beengungen und dergleichen, gewiß findet sein Eifer Anerkennung und wir lesen nächstens seine Dekoration durch Orden mit Schleife, so wie seine Ernennung zum Geheimen-Kommerzien-Rath.

3) Petition, betreffend die Hindernisse, welche dem Gedeihen der Oderschiffahrt entgegen stehen, vom Abgeordneten Facilides.

4) Petition, betreffend Leben und Tod der

Runkel = Rübenzucker = Fabrikation, vom  
Buchdrucker Friedländer in Breslau.

Bestand in Einreichung einer bei genanntem Buchdrucker gedruckten Broschüre unter dem Titel der Petition, und da die Herren Dominiabesitzer stark interessiert bei der Zuckerfrage sind, so fand selbst ein Antrag israelitischer Abkunft Unterstützung. Die, welche bei dem Landtage etwas wollen, mögen — wenn ihnen daran liegt, bevortwortet zu werden — mithin nicht versäumen, vorher die großen Grundbesitzer in's Interesse zu verwickeln.

5) Petition mehrerer schlesischer Zuckerfabriken = Inhaber, wegen Erhaltung und Fortbestehen der inländischen Zuckerfabrikation und gegen Verlängerung des holländischen Vertrages.

Da wir das Zuckerlecken einmal, auf Unkosten unserer Zähne, unsers Magens und unserer Unabhängigkeit, fortreiben wollen, so ist die Erzeugung im Lande wenigstens ein Schritt, um uns vom Auslande unabhängig zu machen; freilich steht zu gewärtigen, daß man dort auf gleiche Weise verfahren wird.

6) Petition des Abgeordneten Oberländer: a. wegen ermäßigter Belastung mehrerer inländischen Bergamts = Producte, oder event. Einführung eines erhöhten Eingangszolles auf dieselben, zum Schutz

des inländischen Verkehrs; b. um Modifikation des zwischen den Zollvereinsstaaten und Holland bestehenden, dem schlesischen Leinwandhandel so nachtheiligen Handels-Traktates.

Ohne Flotte und ohne Kolonien, wohin überhäufte Bevölkerung, so wie der Ueberfluß an Manufakturwaaren ablaufen können, wird Deutschland stets in einem Meere sich widerstreitender Elemente schwimmen. Eines Theils verweigert man den Tribut dem Handelsstaate, während man diese tributpflichtig erhalten haben will; dies ist schwer zu vereinigen.

7) Petition des Bürgermeister Kachel, fünf verschiedene Anträge enthaltend, das Klassensteuerwesen, Grenzverhältnisse u. s. w. betreffend.

8) Petition des Bürgermeister Kuschinski, um Aufhebung der so strengen polnischen Grenzsperrre.

Diese zwei Petitionen berühren einen der faulsten Flecke Deutschlands, daher hoffe ich, es werde ein näheres Eingehen in die Natur derselben hier wol gerechtfertigt erscheinen.

Der Wiener Vertrag, den Rußland und Preußen am 3. Mai 1815 schlossen, sagt: »Es soll der Nationalgeist, der Vortheil des Handels, die Verhältnisse,

welche geeignet sind, die Wohlfahrt des Ganzen und der Einzelnen auf eine dauernde Art in den Provinzen der neuen Anregungen beider Mächte herbeizuführen, berücksichtigt und damit das Wohl der Staaten gesichert werden.«

Diese Ansicht sprachen die contrahirenden Mächte ausdrücklich aus.

In Betreff derjenigen Einwohner, deren Besitzungen von den Grenzen durchschnitten werden, war bestimmt: »Daß solche nach den liberalsten Grundsätzen behandelt werden sollten.«

Die Schifffahrt auf allen Strömen und Kanälen des frühern Polens sollten frei, und eine einzige, gemeinsam zu bestimmende Tonnenabgabe von der Schifffahrt erlaubt, alle deren Freiheit beeinträchtigenden Abgaben aufgehoben und der tägliche Grenzverkehr der Anwohner nicht im Geringsten behindert sein.

Die Ausführung des Vertrages begann mit einer Menge Plackereien, und es charakterisirt den faulen Willen Rußlands die durch Kosacken gezogene Grenzlinie vollkommen, da man diese Truppengattung in Petersburg sehr richtig zu würdigen verstand und versteht.

Alle Brücken und Nebenwege an den Grenzen, welche früher Jedermann ruhig passiren konnte, sofern er nicht zollbare Waare führte, wurden russischer Seits kassirt und durch Kosakenpikets besetzt. Nur die zwei bis vier Meilen von einander entfernt liegenden, groß-

fern Straßen, zu den Zollämtern führend, wurden zur öffentlichen Benutzung freigegeben.

Der §. 3 des Wiener Traktates vom 3. Mai 1815 enthält gegenseitige Versicherung der unumschränkten Handelsfreiheit für die Provinzen des alten Polens und daß alle Bodenerzeugnisse und Kunstprodukte in gegenseitigen Landesgebieten mit unumschränkter Freiheit umgesetzt werden könnten.

Rußland machte auffallende Schwierigkeiten und schloß am 2. März 1825 einen Separatvertrag, der ganz von diesen Grundsätzen abwich. Sogar Handelsbegünstigungen, die einer direkten Macht bewilligt waren, sollten nicht in gegenseitige Anwendung kommen. Dieser Vertrag besagt: daß nach dessen Ablauf binnen neun Jahren die alten Bestimmungen vom 3. Mai 1815 in Anwendung kommen sollten, falls man nicht aufs Neue kontrahiren werde. Dies ist nicht geschehen, allein anstatt sich an die Prinzipien des Wiener Vertrages zu halten, ging man sogar noch weit über das letzte Abkommen vom 2. März 1825 hinaus und brachte unerträgliche Plackereien in Anwendung.

Wie man in Betreff der freien Stromfahrt vom Wiener Traktate abwich, zeigt der Zolltarif vom 1. Januar 1839. Die zur Erhebung darin anbefohlenen Abgaben sind:

Von jedem Pferde 6 pol. Gulden; vom Stück Hornvieh 3 fl.; von jeder Fuhr Brennholz 3 Gro-

schen; von jedem Stück Bauholz 10 Groschen; von jedem Schiffe, jeder Fähre und jedem mit Segeln versehenen Fahrzeuge 18 fl.; vom platten Weichfelschiffe 9 fl.; vom Kahn ohne Mast und Fischkästen 2 fl.; von jedem Vogel 1 Gr.; wilden Thieren, lebendig 6, todt 3 fl.; von Schlitten auf Federn zum Handel 15 fl., ohne Federn 5 fl.; das Korsek Getreide 2 Gr.; der Centner Getränke aller Art 15 Gr.; von jedem Stück nicht bearbeiteten Metalls 2 Gr.; vom Centner Wolle 1 fl.; vom Centner trockener oder flüssiger Lasten beim Eingange 3, beim Ausgange 1 $\frac{1}{2}$  fl.; von jedem über die Grenze Reisenden a) für die Droschke oder Schlitten 2 fl., b) die halbbedeckte Chaise 6 fl., c) jeden ganz bedeckten Wagen 8 fl. Auch reine Transitogüter haben diese Abgaben beim Eingange zu entrichten.

Was den Grenzverkehr anlangt, so muß jetzt jeder die Grenze Ueberschreitende einen enormen Wegezoll erlegen, denn die russische Verwaltungsbehörde Polens verlangt: daß beim Eingange alles Wegegeld dergestalt erlegt werde, als reise man durch's ganze Land. Dies ist um so ungebührlicher, als z. B. auf der polnisch-russischen Grenze, also in einer Länge von 120 Meilen, sich nur zwei chaussirte Wege befinden; alle übrigen Wege aber sind im elendesten Zustande. Ein auf dem russisch-polnischen Grenzgebiete befindlicher Grenzbewohner darf die Grenze nur mittelst eines vom

Statthalter in Warschau ausgestellten Passes überschreiten und ein solcher Paß erlaubt nur das sechsmalige Passiren. Dergleichen Pässe sind nicht unter vier bis sechs Monaten zu beschaffen und kosten bis fünfzehn Silberrubel.

Alle Passage der Nebenwege ist verboten. Man kann sich denken, welche Last dies für die Anwohner ist, die vielleicht Grundstücke jenseits liegen haben. Deren Benutzung wird dadurch zur Unmöglichkeit.

Ein preußischer Grenzbewohner darf seinen, oft nicht zwanzig Schritte entfernt wohnenden Nachbar nur vermittelst der Zollstraße besuchen, muß also Umwege von vier bis sechs Meilen machen, oder jenseit eine Geldbuße von 10 Thalern bezahlen, will er nicht vierzehn Tage ins Gefängniß wandern.

Preußen hielt seiner Seits fest am Traktat und gestattete demnach den Grenzbewohnern die freie Benutzung aller diesseits liegenden Grundstücke, während umgekehrt die russischen Behörden in zahlreich bekannten Fällen, z. B. bei Benutzung von Wiesenstücken, die Uebertretung der Grenzen als Kontravention betrachteten und bestraften, dabei das Vieh als eingeschwärzte Waare confiscirten.

Es fragt sich nun, ob unter den Worten des Wiener Traktates »liberales Verfahren,« wenn man sie ins Russische überseht, ein solches Beginnen verstanden werden könne.

Die Grenzen Polens und Rußlands werden ruffischer Seits gleich unbeschiffbaren Meeren und Strömen betrachtet und behandelt, ohne Rücksicht darauf: ob menschlich-nachbarliche Verhältnisse dadurch auf das Tiefste gekränkt werden.

Ein solches Verfahren findet Statt bei verwandtschaftlich = freundschaftlichen Verhältnissen der Herrscherhäuser beider Nationen; es findet Statt, nachdem Preußen, mit Hintansetzung seiner Interessen, die Negotiation einer großen Anleihe zugegeben, nachdem es während des letzten polnischen Aufstandes, mit Nachtheilen für seine Unterthanen, die russischen Interessen begünstigt u. s. w. Welche Aussichten für die Zukunft! Schon jetzt sperrt man Schaaren harmloser Kirchengänger tagelang in Scheuern als Uebelthäter, während unter den hohen Herrschaften die beste Eintracht herrscht, so daß der König von Preußen dem Fürsten Statthalter ein Gespann von fünf Falben zum Geschenk machen konnte.

Doch werfen wir noch weitere Blicke in den speziellen Grenzverkehr.

Nach der Wiener Convention von 1815 sollte der Zoll von jedem Waarenwerthe zehn Prozent nicht übersteigen dürfen. Jetzt übersteigt derselbe, nach dem letzten Tarife, oft zehnfach den Werth der Waare. Hier könnte man abermals beinahe vermuthen, daß in Petersburg oder Warschau bei Uebertragung der

Wiener Convention in's Russische ein Uebersetzungsfehler Statt gefunden habe.

Obgleich zahlreicher Bemühungen preussischer Seits, einen Postenlauf in's südliche Polen zu eröffnen, blieb dies ohne Erfolg, und nur auf großen Umwegen können, nach wie vor, Briefe und dergleichen dahin gelangen. Alle Posten sollten von den Eingangszöllen befreiet bleiben, nach Uebereinkunft; dennoch sind Extraposten häufig zur Bezahlung gezwungen worden, und Estaffetten hat man an der Grenze die Staffetten-Taschen geöffnet!

Als die Kosaken noch die erste Grenzlinie bildeten, war diesen auch die Passisirung gestattet; diese ließen also Niemand passiren, ohne ihn nach Umständen in Contribution zu setzen. Nebenbei benutzten sie täglich alle auf dieseitiger Grenze liegenden Wiesen, um sie von ihren Pferden abweiden zu lassen, denn woher für diese Futter bekommen? Jeder Kosak bekam vom Kaiser für sich und sein Roß monatlich nur einen Rubel! folglich waren sie direkt auf Erpressungen angewiesen, und man wollte gewiß Probe machen, wie weit deutsche Geduld still hielt. Nun, man wird uns breitschultrig und zum Tragen willig gefunden haben.

In der Regel kostet die Passisirung einem Manne aus den mittlern Ständen einen bis zwei Thaler, wenn er hin und zurück reisen wollte.

Die Kosaken beschäftigten sich außerdem fleißig mit

Einschwärzung preussischer Waaren und erlegten beim Empfang Kaution. War diese hoch genug gegen den Werth der ihnen anvertrauten Waaren, so kamen sie sicher an Ort und Stelle; im Gegenfalle wurden sie von den Kosaken selbst confiscirt. Oft glückte es ihnen, Leichtgläubige oder Gewinnsüchtige auf solche Art um mehrere tausend Thaler auf einmal zu pressen. Alles Erschnuggelte, Erstohlene, Erpreßte kam in eine gemeinschaftliche Kasse, woraus Vorgesetzte und Gemeine monatlich ihren Antheil ausgezahlt erhielten. Ein ähnliches Verfahren des Einschwärmens fand bei den Zollbeamteten Statt.

Jetzt haben die Schwärzereien sich merklich gemindert, indem die Kosaken aus der ersten in die letzte Zolllinie versetzt worden sind; dennoch aber kommen sie noch öfter in Schwärmen von zehn bis zwanzig Mann, bis an die Zähne bewaffnet, in die preussischen Grenz-dörfer, entnehmen hier nach erlegter Kaution Waaren und bringen sie über die polnische Binnenlinie.

Die russische Sperrlinie ist dormalen so organisirt, daß die erste Linie von Civilbeamten, die zweite aber von Kosaken gebildet wird. Bestechungen und Bedrückungen sind dieselben geblieben und werden ewig dieselben bleiben; denn Russe bleibt Russe, ob Kosak oder Nichtkosak; jedes Individuum ist gleich geneigt zum Raube, zum Betrüge und zur Bedrückung! Selbst wenn wir sie mit blutigen Köpfen über die Grenzen

jagen; nichts wird sie abhalten, ihre Praktiken zu erneuern \*); kurz wir haben uns üble und gar bedenkliche Nachbarschaft auf den Hals geladen, dadurch, daß wir die Zwischenmauer »Polen« niederreißen halfen.

Die Pässe werden an den Grenzen von den Beamten erster und zweiter Linie und außerdem noch von den Kosaken visirt. Zahlreich sind die Beschwerden preussischer Unterthanen, deren preussische Pässe nicht selten in den Roth getreten und die obendrein persönlich maltreatirt wurden!! Vor Kurzem band man preussische Unterthanen an den russischen Grenzpfahl und russische Beamtete ertheilten ihnen unzählige Kanttschuhhiebe!!!! Ach! daß wir nur Deutsche und keine Engländer sind!!!

Deutsche Blätter meldeten bereitwillig, daß der Fürst Statthalter von Polen am 26. Novbr. 1832 zur Erleichterung der Einfuhr das Verbot aufgehoben, nach welchem alle nicht im Zolltarif enthaltenen Waaren verboten waren. Es sollte ein System der Zoll-Assimilirung in Anwendung gebracht werden. Wie schön dies klingt! Dennoch ist damit nur das Uebel ärger ge-

\*) Man vergleiche hierüber, was Graf A. Surowäki in seiner Schrift »Rußland und die Civilisation.« Seite 80 und 81 sagt: der Russe läßt sich durch das Nichtgelingen nicht abschrecken u. s. w.

macht worden; denn die Einfuhr ist jetzt gestattet gegen unerschwingliche, unglaublich hohe Zölle, und dabei sind die größten Weitläufigkeiten, Willkühr und Erschwernisse zulässig geblieben. Nach russischer Assimilirung muß für einen polnischen Centner von  $86\frac{2}{3}$  preussischen Pfunden:

- 1) für Baumwollenzeug bis 716 Rthlr.,
- 2) raffinirten Zucker  $121\frac{1}{2}$  Rthlr.,
- 3) Bergblau, Berggrün und Berlinerblau  $16\frac{2}{3}$  Rthlr.
- 4) Karmin 1433 Rthlr., sage Tausend vier Hundert drei und dreißig Thaler,
- 5) Seidene Zeuge 304 — 602 Rthlr.
- 6) Kaffee  $16\frac{2}{3}$  Rthlr.,
- 7) Leinenwaaren 716 Rthlr.,
- 8) Wollene Shawls, Tücher 751 Rthlr.,
- 9) Bernsteinwaaren 2037 Rthlr.

an Eingangs- und Konsumtionszoll entrichtet werden. Heißt das nicht uns recht tüchtig in den Bart lachen?

Sobald die Zollkammern die eingehenden Waaren klassifizirt und den Aehnlichkeitszoll derselben vermittelt haben, sind sie verbunden, unter Beifügung der Waarenproben bei der Finanzkommission in Warschau die Prüfung und Fortsetzung des Aehnlichkeitszolles nachzusuchen; die Waaren-Eigenthümer dagegen empfangen nach Erlegung des vorläufig ermittelten Zolles ihre Waaren, müssen aber, wenn sie als wohlhabend bekannt sind, eine schriftliche Verpflichtung ausstellen:

den fehlenden — etwa von der Finanzkommission zu erhöhenden — Zollbetrag nachzahlen zu wollen; alle Andern müssen dagegen entweder annehmbare Bürgschaft bestellen oder Baarkautiön leisten. Findet die Finanzkommission beim Eingange der Waarenproben, daß die Waare einen Artikel des Landes berührte, so tritt sie mit der Regierungskommission im Innern in Berathung. Im entgegengesetzten Falle beurtheilt sie selbst den in Antrag gebrachten Zollsatz.

Verbotene Waaren sind vom Assimilationszoll ausgeschlossen, und die Zollkammern sollen für richtige Klassifizierung in strenge Verantwortung gezogen werden.

Dies die Erleichterung! — Die Ermittlung des Assimilirungszolles unterliegt einer Menge Weitläufigkeiten und einer langweiligen Korrespondenz der Behörden, deren Willkür das Publikum von Neuem verfallen ist. Die Einfuhr ist demnach belasteter als je!

Um noch einige Beispiele anzuführen, wie man früher Verbotenes jetzt zuläßt, wird bemerkt, daß ein polnischer Centner:

- 1) in Del, Essig oder Salz eingemachte Pilze und Trüffel nur 14,276 poln. Gulden,
- 2) Seidene mit Silber durchwirkte Zeuge 4,816 fl.,
- 3) Seife 50 fl., wohlriechende 200 fl.,
- 4) polirte Eisenerzeugnisse 2,838 fl.

Eingangszoll zahlen; um die Einfuhr zu erleichtern! —

Selbst wenn diese Umstände alle nach Billigkeit

ermäßigt würden, die Kompetenz wenigstens der Warschauer Finanzverwaltung Polens hergestellt wäre, ja sogar wenn die Grenzzollkammern emanzipirt würden, bliebe es noch immer eine mit unendlichen Plackereien, Risiko und dergleichen verbundene Sache: Handel nach Polen und Rußland zu treiben; unter jetzigen Umständen aber erscheint dies Verfahren Rußlands gegen Preußen als reine Verhöhnung.

Auf so gegründete Beschwerden, solche Erleichterungen zu verfügen, heißt offenbar die Sache zum Gespött, zur Persiflage machen! Nun vielleicht helfen jetzt die Falben!

In jedem andern Staate, wo man mit einigem Recht auf die Gutwilligkeit und Zuverlässigkeit der Beamten rechnen darf, ließe sich entschuldigend hinzufügen: die Regierung meint es gut; man will von Oben das Beste u. s. w.; allein in einem Lande, dessen Regierung selbst so durchdrungen ist von der Nichtsnutzigkeit ihres Beamtenpersonals, wo man diese Ueberzeugung überall selbst klar ausspricht in allen Vorsichtsmaßregeln gegen Unterschleife, Betrügereien, Böswilligkeiten und dergleichen, in solchem Falle tritt klar vor Augen, wie wenig man sich aus Preußen macht, wie gering man es achtet!

Einige Mitglieder der Ständeversammlung trugen darauf an: Preußen möge Repressalien ergreifen, namentlich auch seinerseits Militair an die Grenzen rü-

cken lassen u. s. w.; allein dieser kühne Gedanke schien die Mehrzahl der Stände zu erschrecken; obgleich man recht gut begriff, Rußland werde sich wol hüten, Preußen vor der Hand einen Krieg zu erklären!

Indessen waren doch die Gravamina zu erheblich, um sie ganz von der Hand weisen zu können, daher reichte man sie als Petition nebst Begleitschreiben ein, das ich im Stande bin, hier wortgetreu folgen zu lassen:

Allerdurchlauchtigster, großmächtigster König!

Allergnädigster König und Herr!

Die russische Grenzsperrre betreffend.

Wenn wir auch der festen Ueberzeugung sind, daß ein in seinen unmittelbaren Folgen so wichtiger Gegenstand, als die absolute Grenzsperrre unseres östlichen Nachbarstaates — Rußlands, respektive Russisch Polens — Allerhöchst Dero Aufmerksamkeit — und mit ehrfurchtvollstem, tiefgefühlten Danke erkannten landesväterlicher Fürsorge — gewiß nicht entgangen ist; so wollen E. K. M. dennoch allergnädigst gestatten, daß wir zum sechsten Provinzial-Landtage versammelten Stände es wagen: Allerhöchst Dero Berücksichtigung dieses alle östlichen Provinzen unsers Vaterlandes und insonderheit Schlessien schwer drückende Verhältniß Allerunterthänigst vorzulegen. E. K. M. treuegehorsamste Stände, im Allgemeinen

wenig vertraut sowol mit den einzelnen Maßnahmen Rußlands, in Folge deren diese Isolirung eintrat, als auch mit den höhern politischen Rücksichten, welche hierbei obgewaltet haben mögen, glauben nicht, sich auf dem Standpunkte zu befinden, Zweckdienliches zur Beseitigung einer Kalamität submissivst vorschlagen zu können, deren Ursachen nicht klar erkannt, deren Folgen aber allseitig schmerzlich gefühlt werden. Dies Bedenken möge den Landtag rechtfertigen, wenn er sich nicht erlaubt, mit den Vorschlägen einzelner Mitglieder — (durch Erhöhung des Einfuhrzolles auf russische Waaren, so wie durch gesetzliche Hemmnisse, wodurch der Verkehr mit russischen Staats- und andern öffentlichen Papieren erschwert wird, bessere, freisinnigere Gesinnungen zu erzeugen) — E. K. M. zu behelligen, und sich bloß darauf beschränkt, eine von einem mit den Lokalverhältnissen und Einzelheiten der russischen Grenzverwaltung wohlvertrauten Mitgliede eingereichte Denkschrift dieser allerunterthänigsten Petition beizulegen, und nur des einen beklagenswerthen Umstandes zu erwähnen, daß die vorgelegten Papiere des Breslauer Handelsstandes uns die Ueberzeugung gewähren, daß in Schlessien erzeugter oder von schlesischen Handelshäusern nach dem Warschauischen versendeter Zucker zwei Thaler pro Centner mehr Einfuhrzoll bezahlt, als die Waaren entrichten, wenn

selbe aus — oder durch Frankreich, Hamburg, Holland oder Oesterreich eingeführt wird. Wenn es nun hauptsächlich die Kleinern, minder wohlhabenden Grenzstädte sind, welche unter dieser Handels- und Kommunikationsperre leiden und allmählig völlig verarmen; so stellen die versammelten Stände E. K. M. hochweiser Fürsorge es ehrfurchtsvoll anheim, in wiefern unserm Gesichtskreise nicht erkennbare Verhältnisse es E. K. M. angemessen erscheinen lassen, unsere allerunterthänigsten Bitten um Abänderung dieses, allen Handel und Verkehr ertödtenden Uebelstandes zu berücksichtigen.

Breslau, 3. Mai 1841.

E. K. M.

allerunterthänigst treu gehorsamste,  
zum 6. Provinziallandtage versammelte Stände des Herzogthums Schlesien, der Graffschaft Glatz und des Markgrafenthums Ober-Lausitz.

Folgen die Unterschriften.

Die Petition ging ab, obwohl ein Mitglied der Ständeversammlung die Ertheilung einer ausweichenden Antwort befürchtete und von ihm deshalb vorgeschlagen ward: die Petition unberücksichtigt zu lassen.

Man sprach sich aus: Es sei dies ein schweres, unverdientes Uebel, welches das Vaterland drücke, un-

verdient besonders deshalb, weil von Seiten unserer gerechten Monarchie die eingegangenen Staatsverträge mit Rußland in Bezug auf Handelsverträge vollständig erfüllt worden seien, während das Gleiche nicht von Seiten Rußlands geschehe, sondern die einseitige und unmotivirte Aufhebung der bestehenden und nicht abgelaufenen Handelstraktate von dort ausgegangen sei. Der Zustand sei unerträglich drückend. Der untergrabene Wohlstand, die gefährdete Moralität der Grenzkreise, der gesammte Verkehr der ganzen Provinz würden sogar energische Repressionsmaßregeln gewiß rechtfertigen, und freudig würden alle Stände der Provinz die möglichen Nachtheile solcher Maßregeln ertragen und gern alle Opfer bringen, die nöthig werden dürften.

Die Motivirung der Petition wurde mit Zuziehung des Bürgermeisters Kachel aus Tost nach den vorliegenden Materialien angefertigt.

Die russische Politik ist eine große Dame, deren lange Finger viel polypenartiges an sich haben, und trotz der Glacehandschuhe sehen Unterrichtete genug, um zu wissen, was sie von der Lobpreisung der Civilisation Rußlands und von dessen Civilisationslust zu halten haben, die Graf Gurowski in seinem schon oben angeführten Buche so süß uns in unserer eigenen Sprache vormalt. Better Michel ist zwar geduldig genug, um

sogar anzuhören: daß man seine Bestrebungen so geringschätzig behandelt, wie A. Gurowski es fast auf jeder Seite seines reizenden Buches zu thun beliebt, allein er ist doch nicht albern genug, um dies für die Rede des maître Renard in der alten guten Fabel vom Monsieur de Corbeau zu halten. Will sich also der russische Steppenwolf Better Michels Käse holen, so muß er schon anders heulen lernen!

9) Petition des Abgeordneten Polenz aus Frankenstein: über das Wahlrecht und die Zeit der Wahlen nach provinzialständischer Verfassung.

Dieser Abgeordnete war einer der ersten Sprecher gegen die Petition: um Gewährung der reichsständischen Verfassung; vermuthlich machten ihm schon das Wahlrecht und die Wahlen den Kopf warm genug, und allerdings für solche Leute muß der Gedanke an Constitution Schauder erregend sein.

10) Petition desselben Abgeordneten: über die Wahl und Stellvertretung der Landtags = Abgeordneten alternirender Städte.

In Breslau meinten Viele: es würde sehr hübsch gewesen sein, wenn Herr Polenz selbst statt seiner einen tüchtigen Stellvertreter gesandt hätte.

11) Petition des Rittergutsbesizers von

Pannewitz: wegen nothwendiger Verlegung des Bußtages.

Allerdings trifft der Bußtag jetzt dem Landmann gerade in die Frühjahrsbestellzeit und könnte füglich auf den Winter verlegt werden; etwa nach Ablauf der Kirmiszeiten, wo das Volk überdem stets allerhand Allotria mehr abzubüßen hat, als zu andern Zeiten.

12) Petition des Magistrates zu Patschkau: wegen gleichmäßiger Abhaltung von Jahrmärkten am Sonntage im Dypelner wie im Breslauer Regierungsbezirk.

Es tauchten hierbei etliche Anhänger der Englischen Sonntagsfeier auf, allein sie kamen noch nicht durch; wir sind Gottlob noch nicht kopfhängerisch genug im Allgemeinen. Man meint: wenn Tanz, Spiel, Trunk und anderer Unfug besser beaufsichtigt werde wie bisher, könne man dem Landmann wol gestatten, die Sonntagsmuße nach der Kirche zum Einkaufe des Nöthigen auf Jahrmärkten in den Städten zu lassen. Auch ich bekenne mich zu den Anhängern der Meinung: ein Volk in anständiger Fröhlichkeit sei vor dem Herrn angenehmer, als eine Schaar finstrier, unnatürlicher Kopfhänger. Ueberdem wurden in der Zeit des old merry England weniger Leute gehangen, deportirt u. s. w. als später, wo die strengere Sonntagsfeier in Anwendung kam. Jeder Strenge folgt unmittel-

bar Zügellosigkeit. Dies merkt Euch, Ihr Extremjäger! Man denke doch nur an die fürchterlichen blauen Montage in England!

13) Petition des Bürgermeisters Gebauer: wegen erneuerter Anregung des am vorigen Landtage berathenen Gewerbe-Polizei-Gesetzes.

Wenn nur die fatale Polizei von der Sache wegbliebe, sie würde bessern Anklang finden. Wann werden wir Deutsche anfangen, die Gesetze ohne Polizei und andern Beamtentrost in Anwendung zu bringen? Da baumelt wieder einmal ein considerables Stück Bopf!

14) Petition des Abgeordneten Bornemann: in Betreff der Emanirung einer Bau-Polizei-Ordnung für die Provinzialstädte Schlesiens.

Ohne Polizei geht es nun einmal in keiner Sache ab!

15) Petition der Breslauer Kreisstände: betreffend einen Entwurf zu einer Verordnung wegen formeller Umänderung der Dienstzeugnisse, Behufs der Besserung des Gesindes.

In einer Verhandlung besprochen und bevorwortet; allein auch die vorgeschlagene Einrichtung der Gesindebücher anstatt der Dienstscheine wird nur ein schwaches Palliativ sein, indem bei obwaltendem Mangel

an Dienstwilligen von den Dienstbenöthigten keine große Rücksicht auf die Moralität der Dienenden genommen werden kann. Warum nicht der Sache besser auf den Grund gehen? Warum nicht den allgemeinen Wunsch der Dienenden »sich frei, selbstständig zu machen,« dahin benutzen, um sie moralisch zu bessern? Warum sie nicht in moralischer Hinsicht strenger halten, bei Heirathen, bei selbstständigen Niederlassungen? Warum nicht Fonds bilden, die sich Auszeichnenden zu unterstützen? Warum dem Andränge nach den Städten nicht mehr abwehren? Warum hauptsächlich die Dienenden nicht vielmehr als Brüder behandeln und ihre schwachen Seiten durch Aufsicht, Sorgfalt, Güte unterstützen? Warum sie nicht zu uns herauf zu ziehen suchen? In diesen und ähnlichen Warums dürften die Verbesserungsmittel zu suchen sein! Freilich erfordert deren Ausführung mehr regen Willen und Thätigkeit als die Abfassung oder Umänderung von Gesetzen und Gesetzformen; so lange wir aber alles Heil in den Gesetzen zu suchen fortfahren, werden wir nichts erreichen, als daß die Gutwilligen noch immer mehr der ohnehin schon zu großen Beamtenhudelei unterworfen werden!

Die Moralität — soll sich nicht, wie dies jetzt nur zu oft der Fall ist, scheuen müssen: energisch zu verfahren; sie soll nicht gezwungen sein: mit dem notorischen Thunichtgut umzugehen, wie mit dem rohen Ei;

sie soll überall derb und kräftig auftreten, ob auch unter Hundert einmal Einer mit Unrecht angefahren werde. Daraus werden keine Umwälzungen oder Revolutionen entstehen; was aber gar leicht der Fall sein könnte, wenn man der Demoralisation des Volkes — geradezu gesagt — Vorschub leistet, durch unzeitige Rücksichtnahme oder, eigentlicher gesagt, durch Feigheit! Indessen haben die Polizeiverwalter der Dominalvergnügten meist leider selbst zu viel Berg am Rocken und wissen wol, weshalb sie nicht durchgreifen können. Dies sagen sie aber natürlich keiner Oberbehörde, sondern schieben stets die zu weit um sich gegriffene Demoralisation und Schlechtigkeit des Volkes vor, beklagen das Aufhören der alten Hörigkeit und blasen ganz in das dominalvergnügte Horn. Man gebe alle Polizei nur dahin, wohin sie gehört, in die Hände der Gemeinden, belebe deren Sinn dadurch, daß man sie ihre Vorstände stets selbst wählen läßt, gönne ihnen Aufmunterung und Kontrolle nur einige Zeit lang, und man wird sehen, wie schnell sich Alles zum Besten wendet. Was hilft uns aber alle Dreherei, wenn wir den Zopf nicht abschneiden wollen?

16) Petition des Barons v. Strachwitz auf Bruschewitz: die gesetzlichen Bestimmungen festzustellen, daß der unredliche Finder dem Diebe gleich gestraft werde; wurde gebührend angenommen und beantwortet; damit in-

dessen der geliebte Topf auch hierbei nicht mangle,  
folgte hinterher gleich die

17) Petition wegen Aufgebots gefunde-  
ner Sachen bis zum Werthe von zehn Tha-  
lern; und man wünschte diese an die Polizeibehörden  
übertragen. Wenn man nur Packpferde anzugeben ver-  
mag, auf die etwaige Lasten zu legen, dann geht's  
bei uns schon noch! —

18) Petition des Abgeordneten Dietrich:  
betreffend die Untersuchung und Bestra-  
fung der Diebstähle unter fünf Thalern,  
durch die Polizeibehörden.

Bald wird das Volk so glücklich gemacht sein,  
in allen Dingen der Polizei anzugehören.

19) Petition des Abgeordneten Oberlän-  
der: wegen Emanation eines Gesetzes ge-  
gen Thierquälerei; ging durch und ward bevor-  
wortet, denn es drehte sich ja eben wieder nur um  
ein neues Gesetz, das Behörden zur Exekution auf-  
erlegt werden konnte. Bald werden diejenigen Preu-  
ßen, denen ein gutes Gedächtniß abgeht und die sich  
jederzeit gesetzmäßig zu betragen wünschen, an kleine  
Fuhrwerkchen zu denken haben, auf welchen sie die  
Gesetzbücher allzeit hinter sich herziehen.

Wollte Jemand aufstehen und Mittel berühren:  
die Ursachen der Thierquälerei zu zerstören, so würde  
man die weisen Köpfe schütteln, von Schwierigkeit der

Ausführung und dergleichen sprechen. Wir sind darum so befangen zu glauben: ein Gesetz könne die Zeiten und Sitten bessern, weil diese Meinung unserer Trägheit entspricht.

20) Petition des Bürgermeisters Kuschinski, die Thierquälerei betreffend; ward in gleicher Verhandlung berücksichtigt. Wenn wir übrigens dem Uebel nicht die Quellen abschneiden, dürften sicher die weisesten Gesetze nutzlos werden.

21) Petition des Abgeordneten Baron von Durant: wegen Errichtung einer Provinzial-Siechen-Anstalt; veranlaßte die Beantragung einer Erweiterung des Kreuzburger Armenhauses, die bevortwortet wurde.

22) Petition des Abgeordneten v. Steinbeck: Antrag: die Anzahl der Schulfeminaristen betreffend; fand Anklang und Bevorwortung.

23) Petition des Abgeordneten von Adlersfeld: betreffend die Anwendbarkeit des Schiedmanns-Institutes auf die Stadtgemeinden.

24) Petition des v. Lipinski auf Guttwohne: Beleuchtung des gegenwärtigen Verfahrens bei Ermittlung der Provokations-Fähigkeit der erblichen Dreschgärtner.

Darüber gab es Debatten in zwei Verhandlungen, die Minorität, welche sehr oft Recht hat, von 36 Stimmen, darunter der Stand der Landgemeinden, war dagegen: daß sich künftig nur solche Dreschgärtner ablösen dürften, die hinlänglich an Grund und Boden besäßen, um sich darauf zu ernähren und die nöthigen Spanndienste thun zu können \*). Die Herren Ritter wünschten also, daß der arme Mann in ihren Händen bleiben solle, sich nicht frei machen dürfe, und reichten ihre Petition ein.

Wer da weiß, wie die Dreschgärtner seither von den Herren Rittern gehalten wurden, wie ihnen kaum das liebe Leben gesichert war, wie sie um halben Lohn zu arbeiten verpflichtet sind und recht methodisch auf das Stehlen hingeletet werden, wünscht gewiß, daß diese Petition abblizen mögte und die armen Schelme sich noch ferner frei machen dürften, um ihr Brod suchen zu können, wo und wie sie wollen.

So wie die Dreschgärtner von den Dominiälvergnügten gehalten werden, sind sie als eine der größten Demoralisationsquellen auf dem Lande zu betrachten. Das Dominiälvergnügen wird aber dadurch auch mit aufrecht erhalten! Es ist vielleicht recht schön, daß Herr von Lipinsky auf Guttwohne gut wohne, allein darin

\*) vide Russische Civilisation, im Buche U. Surowski's, mit dessen Ansicht Herrn v. Lipinski's Petition offenbar wahlverwandt ist.

liegt noch keine Consequenz, daß seine Dreschgärtner schlecht wohnen sollen.

25 und 26) Petition des Polizei-Distrikt-Kommissairs Schwarz und des Abgeordneten Grafen von Schmettau: wegen des Jurisdiktions-Beitrages der Inlieger, beantragt vom Justiz-Rath Scheurich.

Wurden in einer Verhandlung begutachtet und bevortwortet, denn es galt ja eine Vermehrung des Einkommens der Dominalvergnügten! und ganz natürlich ist es: daß man zurückgehe, da man nicht vorwärts mag, um sich Englands und Frankreichs Gerichtsverfahren anzuschließen. Die armen Inlieger haben genug zu thun, die Prozeßkosten zu erschwingen, wenn sie das Unglück haben, in Prozesse zu verfallen; nun soll es noch permanente Schutzgelder zu beschaffen gelten! Und wenn sie nicht aufzutreiben sind? Vertretung der ganzen Gemeinde! Zwangsarbeit auf dem Felde u. s. w. der Dominalvergnügten! Die guten alten Zeiten werden auf solche Weise schnell genug in zeitgemäßer Art wieder herbeigeschafft sein. —

27) Petition: betreffend den Antrag auf Veränderung des Brief-Porto's und der Beseitigung der Postgefälle des Lohnfuhrwesens, vom Bürgermeister Kuschinski; bevortwortet und letzterer Antrag auch schon in Erfüllung gebracht durch königlichen Erlaß.

28) Petition: in Bezug auf die Patrimonialgerichtspflege; angeregt durch die Petition des v. Schmakowski und demgemäß bevorwortet.

29) Petition des Abgeordneten Dietrich, den Gerichtsstand der Patrimonialrichter betreffend; wurde zulässig befunden und bevorwortet.

30) Petition des Abgeordneten Albrecht: wegen Gleichstellung der Städte und Landgemeinden, bezüglich der Gesetzgebung über die Verhältnisse und Abgaben der Gewerbe von 1810 bis 1822.

Als 31) wird eine zweite Petition desselben Inhalts im Register erwähnt, von der in den Akten keine Rede ist; beide wurden bevorwortet wegen einleuchtender Billigkeit.

32) Petition des Abgeordneten Gebauer: um eine angemessene Abstufung einiger Gewerbesteuer-Klassen.

33) Petition des Abgeordneten Dietrich: in Betreff der Gewerbesteuer.

34) Petition des Kammerers Hanke: betreffend den Wegfall der Stempel-Abgabe von Legaten und Vermächtnissen für Armen-Anstalten; wurde mit Unrecht beantragt und bevorwortet; denn die Armen-Anstalt kann dem Staate leichter beisteuern, als mancher arme Schelm, der sich

quält, um nicht dem Staate oder den Gemeinden in Armenianstalten zur Last zu fallen.

35) Petition des Abgeordneten Bornemann: betreffend die Stempelfreiheit des Schiedsmanns-Institutes.

Wenn der Stempel nicht von der Armuth erpreßt und stets nur von dem Theile getragen werden muß, der Unrecht hat und behält, so sehe ich nicht ab, weshalb die Schiedsrichterei anders betrachtet werden soll, als andere Richtanstalten. Mögen alle Handel- und Streitsüchtigen doch immer etwas auf die Taschen geklopft werden, das wird sie wo möglich witzigen!

36) Petition des Abgeordneten Grafen von Frankenberg: bei Revision des Stempelgesetzes auch eine Verjährungsfrist für Stempel-Revisionen Seitens der FISCALe zu erbitten; nicht mehr wie billig betrachtet und bevormortet worden; denn auch der Herr von Fiskus soll die Schuld des Urgroßvaters nicht vom Urenkel büßen lassen dürfen. Derlei paßt nicht mehr in unsere Zeit!

37) Petition: betreffend die fernerweite Gewährung der den Armenkassen bisher unumschränkt zugestandenen Stempelfreiheit, vom Breslauer Magistrat und der Stadtverordneten-Versammlung.

Die Unumschränktheit würde von mir auch hier bestritten werden; »verwandelt je länger je mehr die Geldalmosen in reelle Hülfsleistungen und Liebesdienste an und bei der Armuth, so werdet ihr meinem Stempelfiscal nicht sehr in die Hände zu fallen brauchen!« So etwa würde ich als König bescheiden.

38) Petition: wegen Errichtung einer Provinzial-Hagel-Asssekuranz vom Abgeordneten Göllner.

Wenn nur Niemand gezwungen werden soll zur Versicherung, so wende auch ich gegen die Sache nichts ein; allein wer sich dem Verhageln aussetzen will, muß dazu volle Freiheit behalten!

39) Petition: betreffend die Bitte an Se. Majestät: daß die von den Erblehngütern der Fürstenthümer Schweidnitz und Sauer bei Abfindung von Reluktionskapitalien jeder Art geforderten Allodifikations-Quoten aufhören mögten, vom Abgeordneten Freiherrn v. Zedlitz.

Was das für barbarisches Deutsch ist: Allodifikations-Quoten!! Mit Recht sucht der Petent dasselbe aus unserer Sprache zu merzen!

40) Petition des Abgeordneten Fiebig: betreffend die Aufhebung des Rechts der Gütergemeinschaft und Einführung der

Bestimmungen des Allgemeinen Landrechts.

Wann wird wol das Allgemeine Landrecht in Preußen allgemein werden? Manches heutige Lokal-Recht wird, gegen das Landesgesetz gehalten, zum offenbaren Landes-Unrecht.

41) Petition der Abgeordneten der Städte: betreffend die Wiederaufnahme des im Jahre 1828 durch Allerhöchsten Königlich-Kabinetts-Befehl sistirten Prozesses wider den Fiskus: wegen der, den Breslauer Vorstädten gezahlten Bombardements-Schaden-Vergütung.

Diese Petition ward bevortwortet, wozu sicher die Ritterschaft nicht gestimmt haben würde, wenn nicht ein neuer König zur Regierung gekommen wäre, so gerecht auch die Sache der Bittsteller sein mogte. Die Prozeßführenden hatten in erster Instanz bereits ein günstiges Urtheil erlangt, da schlug eine Kabinetts-Ordre die Sache auf's Haupt. Es ist daher immer ein eigenes Ding um solch eine Kabinetts-Ordre. Recht müßte doch eigentlich Recht bleiben, trotz allen Kabinetts-Ordren!

42) Petition: betreffend die Anlegung einer Kunststraße von Oppeln nach Ratibor und Troppau, eingereicht vom Abgeordneten Albrecht.

43) Petition des Bürgermeisters Scholz: betreffend die Anlegung von Kunststraßen auf der rechten Seite der Oder auf Kosten des Staates; wurden in der Petition des Landtages wegen Anlegung neuer Kunststraßen berücksichtigt.

44) Petition des Abgeordneten Albrecht: betreffend die Abhaltung der Wollmärkte in Ratibor vor denen in Breslau.

Unter diesen 44 Petitionen, denen die allgemeine Zweckmäßigkeit von den versammelten Ständen nicht versagt werden konnte und die man demnach zu bevorzugen nicht Anstand nehmen durfte, sind nur neun befindlich, die von Mitgliedern der Ritterschaft herrühren. Alle neun aber tragen das Gepräge einseitiger, dominialvergnüglicher Interessen; wir mögen hieraus erkennen, welche Theilnahme die Ritterschaft allgemeinen Interessen zu widmen geneigt ist, und eine zweckmäßigere Vertretung der Letzteren wäre demnach gewiß sehr zu wünschen!

Zum Schlusse sind im Register der Landtagsakten auch diejenigen Anträge aufgeführt, welche abgewiesen, erledigt oder sonst beseitigt wurden; es sind folgende:

1) Petition des Grafen Gustav v. Sauerma: Vorschläge zu Errichtungen, um Verbrechen zu verhüten; wurde nicht bevorzugen, weil man hauptsächlich befürch-

tete, daß die in Vorschlag gebrachte Vermehrung der Gensdarmen aus der Armee mit der den Gutsherren verliehenen Polizei = Gerichtsbarkeit zu sehr in Kollision gerathen dürfte!

Hört! Hört! Die Herren Ritter und Dominialvergnügten wollen sich nicht zu sehr in die Karten gucken und lieber es auf einige Verbrechen mehr nicht ankommen lassen. Es könnten am Ende wohl gar eine Anzahl Ursachen von Vergehungen im Benehmen der Vergnügten entdeckt werden, und das könnte böses Blut machen! —

2) Petition: wegen Auflösung der Land-Feuer-Societät, vom Landrath Grafen von Königsdorf; ist im Gesuch zur Bildung neuer Feuer-Societäten erledigt.

3) Petition des v. Koschützki auf Groß-Wilkowiz: wegen des Verkaufs auch anderer Grundstücke bei Subhastationen zu  $\frac{2}{3}$  des Werthes.

In den Verhandlungen über die zwölfte Königliche Proposition zur Sprache gebracht.

4) Petition des Bürgermeisters Dietrich: betreffend die Errichtung von Kreis-Anstalten zur Erziehung verwahrloseter Kinder.

Der Petitionair wurde darauf verwiesen, daß ja

bereits die Kreisversammlungen über die Geldmittel der Kreis-Einsassen zu verfügen ermächtigt wären und das Ministerium bereits Vereine zu diesen und ähnlichen Zwecken angeregt. Es liegt also nur an dem guten Willen der Betreffenden! Diese schüttele man daher vor der Deffentlichkeit, bis sie erwachen und sich zu guten Thaten ermannen.

5) Petition des Barons von Lüttwitz: wegen Verlängerung der Schulferien schlesischer ländlicher Schulkinder; ward abgewiesen, als dem Hauptzwecke des Schulunterrichts zuwiderlaufend. — Ohnehin halten es ja damit viele Schullehrer zu Gunsten der Dominien, wie es ihnen gutdünkt, wogegen auf das Allgemeine und die kleinern Besizer keine Rücksicht genommen wird; diese mögen zusehen, wie sie fertig werden! Die vom Baron von Lüttwitz vorgeschlagene Ferienzeit vom 15. Juli bis 15. August und vom 1. Oktbr. bis 1. November war übrigens recht zweckmäßig! Ich kenne Schullehrer, die im Jahre längere Ferien aus eigener hoher Machtvollkommenheit halten, wenn man die einzelnen, unter allerhand Vorwänden ausfallenden Tage zusammenrechnen will. In zehn Monaten läßt sich übrigens noch sehr viel in einer guten Schule leisten.

6) Petition des Bürgermeisters Kachel: betreffend die Einführung der Klassensteuer anstatt der Mahl- und Schlacht-

steuer; fiel durch, weil letztere Steuer mehr einbringe als erstere.

7) Petition desselben: betreffend die Polizeiverwaltung in den Grenzstädten; ward nicht angenommen, weil vermehrte Arbeit und der Bagabondentransport sich leicht auf alle größeren Städte anwenden lasse, und es ließe gegen die Städte-Ordnung, dem Staatsfond eine Beihülfe zuzumuthen!

Diese Abweisung ist etwas lahm motivirt, und die armen kleinen Grenzstädte mögen also nach wie vor sehen, wie sie durchkommen. —

8) Petition von demselben: betreffend das Einzelhüten auf Grenzrainen; ward abgewiesen, weil dergleichen durch lokalpolizeiliche Verordnungen abzustellen wäre.

9) Petition des Dr. Scharm: Abhandlung über den von Sr. Majestät beabsichtigten Steuererlaß in Beziehung zur Bildung eines Fonds für ärztliche Hülfe und Medikamente.

Abgeblizt! Man erkannte in der Verhandlung vom 21. April den guten Willen des Herrn Mediziners, seinem Stande einen Theil der aus dem Steuer-Erlasse fließenden Summen zuzuwenden, dagegen aber die Summa der Armen lege artis zu expediren und sie mit Medikamenten zu füttern; indessen wußte man sich noch anderweit Rath, den Steuer-Erlaß-Antheil unterzubringen. —

10) Petition des Grundbesizers Fliegel zu Merzdorf im Löwenberger Kreise: betreffend Abgabensache herrschaftlicher Steuern, Uebertrag genannt; als rein privatrechtlicher Natur abgewiesen. Sollte vielleicht aber das Privatrecht gegen den Fiskus auch bei dieser Gelegenheit keine Kraft gehalten haben, oder — doch eine Kabinettsordre ist sicher in dieser Sache nicht erlassen.

11) Petition der Stadt Raudten: wegen Befreiung der Kriminallasten, oder wenigstens durch Anordnung auf verfassungsmäßigem Wege dem Anschwellen diesen Kosten Schranken zu setzen.

Wurde als durch den Landtagsabschied vom 20. November 1828 für erledigt betrachtet.

12) Petition der Stadt Schönau: wegen Tragung der Kosten bei Aufgreifung von Bagabunden Seitens des Staates.

Durch ein Erkenntniß des Ober-Tribunals erledigt.

13) Petition der Stadt Koeben: wegen Bildung eines Provinzial-Inquisitionsfonds sämmtlicher Städte außer Breslau.

Abgewiesen, weil die Bildung auch ohne Petition freistehe. Die Inquisitionsfonds wirken noch nachtheiliger als die Almosen, denn es heißt: »Wozu uns weiter mit dem Gesindel befassen, dafür ist der In-

quisitionsfond!« Dabei wird das »Gesinde« weder besser, noch wird der Vermehrung desselben entgegen gearbeitet. Zeigt uns China ein Extrem, indem es die Laster der Individuen an den Familien-Häuptern so streng bestraft, als haben diese das Vergehen selbst begangen, so sollten wir nicht die gute Lehre übersehen, welche in diesem Verfahren unleugbar liegt. Man unterstütze patriarchalische Macht in den Familien, sobald sie rationell auftritt, und mache sie für ihre Mitglieder verbindlicher, als es jetzt geschieht. Dies wäre ein Mittel gegen das Gesindel, während Inquisitionsfonds und dergleichen nur schlechte Palliative genannt werden müssen.

14) Petition des Meyer Friedmann in Tost: die Vorstreckung eines Kapitals zur Verminderung seines Nothstandes bei Sr. Majestät zu befürworten.

Abgewiesen als nicht zum Ressort des Landtages gehörend, und allerdings hat dieser übrig genug mit Hauptübeln, die das Ganze drücken, zu thun, als daß er auf Einzelne Rücksicht nehmen könnte.

15) Petition des Abgeordneten Baron v. Durant: betreffend die Einführung der Unterrichts in der polnischen Sprache; ward mißbilligend aufgenommen und abgewiesen; das polnische Volk in Oberschlesien soll Deutsch verstehen lernen oder — auf die Wohlthat des Unterrichts

verzichten. Du mein Gott! als ob das arme einfältige Landvolk in einer Dorfschule durchschnittlich nur nothdürftig schnattern lernte, wo es in seiner Muttersprache unterwiesen wird! Die Polen werden nun und nimmermehr russisch, preußisch oder österreichisch lernen; ihr Nationalgefühl dürfte leichtlich die Macht der Ueberwinder überdauern. Ach! warum hat man nicht Alles angewendet, Polen Polen bleiben zu machen! Ganz Deutschland wird die Nachtheile der Zerstückelung empfinden, so wie schon jetzt die Eroberer an den Consequenzen zu leiden haben.

16) Petition einer Anzahl Lohnweber aus den Kreisen Reichenbach und Nimptsch: wegen Erlaß der Gewerbesteuer und Befreiung der zügellosen Gewerbefreiheit.

Theils als gesetzlich unzulässig erachtet, theils auf ein zu erwartendes Gewerbe-Polizei-Gesetz verwiesen. Damit war die Sache glücklich über's Knie gebrochen. Ist aber keine Zeit möglich, in der das Volk auch wieder über's Knie brechen dürfte?

17) Petition des Kammerers Martin in Ramlau: als Beitrag zur Verminderung der Armenpflege und der um sich greifenden Verarmung zu steuern.

Schlug Armen-Schutz-Vereine vor, die dahin wirken sollen: daß sowohl die arbeitswilligen, als ar-

beitscheuen Armen beschäftigt werden, und wurde abgewiesen, weil er keine Mittel zur Ausführung in Vorschlag gebracht und der Gründung solcher Vereine nichts im Wege stehe.

Wäre es aber nicht dem Landtage angemessen, solche Ideen aufzufassen und ihnen ein größeres Interesse zu schenken, zumal als man sie als höchst lobenswerth erkennen mußte? Wenn Petent keine Ausführungsmittel anzugeben weiß, so soll der Landtag welche berathen, wenn er seinen Zweck erfüllen will. Sind nicht Auserwählte der Provinz versammelt, auf die aller Augen gerichtet sein würden, wenn das erforderliche Leben in ihnen wäre? Würde ihr Beispiel nicht allgemeine Nachfolge haben? Was hilft es groß, die ohnehin überzahlreichen Gesetze immer noch durch neue zu vermehren und entweder die alten Behörden noch mehr mit Aufträgen zu belasten, oder neue zu schaffen? Greift endlich selbst in's Leben, ihr Herren, es fängt wahrlich an, hohe Zeit zu werden!

18) Petition des Abgeordneten Koschinski: betreffend eine Verminderung des Briefportos; fand keinen Anklang und fiel durch. Der König muß Einnahmen haben, um das Land repräsentiren zu können; das Briefporto aber ist eine der erträglichsten, indirekten Steuern!

19) Petition: betreffend eine Bitte um Verwendung wegen Anlage einer Kunst-

straße von Dels bis Landsberg auf Kosten des Staates; als nicht erheblich genug abgewiesen und bemerkt: es seien noch wichtigere Straßenzüge zuvor zu berücksichtigen.

Warum bauen die Interessenten, als Kreisbewohner u. s. w. nicht auf eigene Kosten? Wenn diese repartirt würden, könnte es dem Einzelnen ohnmöglich drückend fallen. Rentirt auch die Sache gar nicht oder nur schlecht, so sind die indirekten Vortheile doch überwiegend, die jede Provinz von guten Straßen zieht. Aber dazu gehörte freilich etwas Gemeinsinn, der uns fehlt.

20) Petition des Abgeordneten Göllner: betreffend die Aufhebung der Mahl- und Schlachtsteuer und Einführung der Klassensteuer in den Städten; eingereicht von den Müller-, Bäcker- und Fleischer-Mitteln.

Petent mußte aus Gründen abgewiesen werden, obschon die Uebelstände der jetzigen Besteuerung nicht verkannt werden. Also auch eine der vielen Wunden, an denen unser Leib krankt und die wir — überpinseln!

21) Petition der Abgeordneten der Landgemeinden, das Schulzenlohn bei dismembrierten Scholtiseien betreffend.

Ward darum verworfen, weil sich die Scholzen auf Unkosten der Gemeinden bereichern wollten. Warum

wendet man diese Idee weniger fleißig an bei Petitionen der dominialvergnügten Ritter? Ei! die Herren Scholzen wollten also ihre Schäfchen auch scheeren, die daheim glaubten: gute Hirten gen Breslau geschickt zu haben. Ei! seht doch!

Wird es denn nicht endlich einmal auch bei uns dazu kommen, daß wir Ehre genug in den Leib kriegen, um für Ehrenposten uns keine Geldalmosen geben zu lassen? Werden wir Gemeinden nicht endlich unsere Magistrate frei, ohne überwiegenden Dominialeinfluß wählen dürfen, auf so lange, als sie ihre Schuldigkeit thun, und es ihre Schuldigkeit als Gemeindeglieder ist, den Ehrenposten pflichtgetreu zu erfüllen? —

22) Petition des Grafen v. Seherr-Hof auf Hohen Friedeberg: über Mißbräuche und Uebelstände beim Kohlenverkauf im Waldenburger Bergamts-Bezirk.

Petent hatte es auf eine Beschränkung des freien Eigenthums-Rechtes abgesehen und ihm wurde daher unter Anderm entgegnet: »In England und Belgien werde der Bergbau als ein freies Gewerbe betrieben und dies sei dem Gesamtinteresse am vortheilhaftesten.«

Wie trefflich doch die Herren Landtags-Abgeordneten zu entscheiden wissen, sofern ihre Augen nicht durch Eigennuß getrübt werden!

23) Petition des Actuars Riedel in Steinau a. D.: betreffend die Ursachen vieler Diebstähle.

Die in Vorschlag gebrachte Armensteuer ward verworfen, weil die Armuth genugsam mit Gelde unterstützt sei, und man mit Mehrerem nur Faulheit u. s. w. befördern würde. Wahr! sehr wahr! Es fehlt in Schlesien nicht an Arbeit und verhältnißmäßigen hinreichendem Lohn; dennoch nimmt die Armuth überhand, weil die Arbeitscheu ebenfalls zunimmt; dagegen Sparsamkeit, Einfachheit, Nüchternheit und ähnliche Kardinaltugenden immer mehr verschwinden. Unter solchen Umständen müssen die Leute um so fester auf den Gebrauch ihrer Kräfte verwiesen werden. Tüchtige Arbeiter und Dienstboten können nirgend mehr gesucht sein, als in Schlesien. Eines aber dürfte den Reichen und Besitzenden zuzurufen sein: »Berkennet nicht Eure Stellung vor Gott und den Menschen! Seid nur Sparbüchsen des Allgemeinen, die sich willig in Zeit wahrer Noth dem Bedürftigen öffnen. Dann wird das Volk minder scheel sehen als jetzt, wo Ihr nur auf Stillung Eurer Gelüste denkt; es wird jederzeit willig sein, seine Sparbüchsen auch wieder zu füllen!«

24) Petition des Abgeordneten Werner aus Brieg: betreffend den Antrag auf Beschleunigung der Emanation eines Gese-

hes wegen Ablösung ausländischen Grundstücken ruhenden technischen Leistungen in Folge einseitigen Vertrages.

Der Central-Ausschuß hielt dafür, daß, weil der Gegenstand nicht zu den dringlichsten gehört (warum nicht?), die Erneuerung der Petition zweckmäßig bis zum nächsten Landtage ausgesetzt bleibt.

Die einprozentige Abgabe, welche einen dominialvergnügten Ritter trifft, und die man bevormortet, ist meines Erachtens um kein Haar dringender, als die lästigen technischen Leistungen kleiner Grundbesitzer!

25) Petition des Abgeordneten Höpfe: betreffend die Bestimmung, daß die Kreisstadt auch Sitz des Landrathamtes sei.

Trotz der Stimmenmajorität fiel der Antrag durch; weil — — — er eine Kabinettsordre gegen sich hat! —

26) Petition des Abgeordneten Scheil: betreffend die zur Zuchthausstrafe Detinirten, ihre Strafe nicht im Korrektionshause abbüßen zu lassen; blieb unberücksichtigt, weil vom Staate bereits Abhülfe veranstaltet worden sei.

27) Zwei Petitionen der Abgeordneten von Breslau, betreffend:

a. die Wahlbeschränkung in den Städten und

b. die Gewährung der reichsständischen Verfassung.

Es folgt hier, aus den Verhandlungen der Landstände gezogen, die Berathung über die letztere Petition.

Der Antrag wurde folgendermaßen motivirt:

a. nach dem Artikel 13 der Bundes-Akte vom 8. Juni 1815 gehöre landständische Verfassung grundgesetzlich zu den wesentlich nothwendigen Einrichtungen jedes deutschen Bundesstaates;

b. hierunter sei, wie sich aus den der Abfassung der Akte vorhergegangenen Verhandlungen sehr vollständig ersehen lasse, verstanden:

- 1) das Recht der Steuerbewilligung,
- 2) die Mitaufsicht bei der Verwendung von Steuern,
- 3) das Stimmrecht bei neu zu verfassenden Gesetzen,
- 4) das Recht, die Bestrafung schuldiger Staatsdiener zu verlangen und

5) das Recht, die Verfassung des Landes bei dem deutschen Bunde selbst zu vertreten;

c. des hochseligen Königs Majestät habe die Erfüllung der gegen den deutschen Bund übernommenen Verpflichtung auch allen seinen Unterthanen ausdrücklich und wiederholt verheißen in dem Edikte vom 27. October 1810, über die Finanzen des Staates, in der Verordnung vom 22.

März 1815, in der wegen Einführung des Staatsraths vom 20. März 1817, in der Verordnung wegen der künftigen Behandlung des Staatsschuldenwesens vom 17. Januar 1820, in den Besitz-Ergreifungs-Patenten an die Einwohner des Großherzogthums Posen vom 15. Mai 1815, für die oranischen Erbländer, für die Provinzen im Ober- und Niedersächsischen Kreise und für die westphälischen Länder vom 21. Juni 1815 und für das Herzogthum Pommern und Fürstenthum Rügen vom 19. September 1815;

- d. diese Verheißungen seien durch Einführung der provincialständischen Verfassungen nicht erfüllt worden;
- e. da von dem hochseligen Könige schon im §. 6 und 7 der Verordnung vom 22. Mai 1815 befohlen worden, zur Organisation der Landes-Repräsentanten ohne Zeitverlust zu schreiten, die Einführung einer solchen Repräsentation ein wahres Bedürfniß geworden sei, um für die allgemeine Staatsgesetzgebung größere Sicherheit und schnelleres Fortschreiten zu erzielen, um das Vertrauen der Besteuernten zu gewinnen und zu befestigen, und um den Nachtheilen einseitiger Behandlung zu begegnen, endlich auch, um die verschiedenen Pro-

vinzen des Staates zu einem organischen Ganzen zu verbinden, und es nach Allem wol an der Zeit sei, daß jene Repräsentation endlich in's Leben gerufen werde: so ergehe der Antrag dahin, daß ein hoher Provinziallandtag sich vereinigen möge, des Königs Majestät allerunterthänigst zu bitten:

die verheißene reichsständische Verfassung nach den Grundsätzen der Verordnungen des hochseligen Königs vom 22. März 1815 und 17. Januar 1820 nunmehr gnädigst einzuführen.

Im Referate des Central-Ausschusses über diesen Antrag wird zunächst erwähnt, daß bei dem fünften Provinziallandtage ein ähnlicher erwogen worden ist, worüber sich der in der Plenar-Sizung vom 1. April 1837 gefaßte Beschluß ausspricht, in welchem das Gutachten des Central-Ausschusses:

nach welchem die auf Förderung höherer Staats-Interessen gerichtete Tendenz des Antragstellers keineswegs verkannt, dennoch aber eine Erinnerung an Se. Majestät den König nicht angemessen erachtet wird, weil Allerhöchstdieselben in dem Gesetze vom 5. Juni 1823, wegen Errichtung der Provinzialstände, ausdrücklich ausgesprochen haben:

»wann die Zusammenberufung der allgemei-

nen Reichsstände erforderlich sein wird, und wie sie dann aus den Provinzialständen hervorgehen sollen, darüber bleiben die weitem Bestimmungen Unserer landesväterlichen Fürsorge vorbehalten.«

Wenn nun einestheils diese ausdrückliche Vorbehaltung näherer Bestimmung eine Einmischung von Seiten der Provinzialstände in den fraglichen Gegenstand als unstatthaft erscheinen lasse, so sei anderntheils mit fester Zuversicht zu hoffen, daß unser Allergnädigster König und Herr in seiner landesväterlichen Weisheit den Zeitpunkt erkennen und beachten werde, wann das Wohl des Staates die Einberufung allgemeiner Landstände erheischen werde,

einstimmig angenommen, und demnach die Erhebung des Antrages zu einer Allerhöchsten Orts einzureichenden Petition nicht für zulässig erachtet worden ist.

Im Referate wird ferner angeführt, wie sich alle Mitglieder des Central-Ausschusses, mit alleiniger Ausnahme desjenigen aus der Stadt Breslau, einstimmig gegen den Antrag ausgesprochen haben, gegen welchen hervorgehoben worden:

Die Völker ohne Konstitution sind, der Erfahrung nach, weit glücklicher, als diejenigen mit Konstitutionen. Se. Majestät, unser Allergnädigster König, hat nicht nur in Königsberg, sondern

auch in Berlin klar und mit einer, früher wol niemals von einem Fürsten in gleichem Grade gezeigten Innigkeit ausgesprochen, was er will; Er hat seinem Lande das landesväterliche Herz entgegengetragen. Darauf ist die Erbhuldigung mit einer, in den Herzen Aller nie verlöschenden Begeisterung geleistet worden; wir haben durch dieselbe ausgesprochen, wir haben vor Gott gelobt, daß wir unserm König und Herrn unterthänig sein wollen, daß wir uns Seinem Ausspruche treu unterwerfen, daß wir Seiner Weisheit anheimstellen, wann und was Er will.

Nachdem Se. Majestät uns durch die erheblich erweiterten Befugnisse der Provinzial-Landstände Allerhöchst Dero Vertrauen bethätigt, nachdem Allerhöchstdieselben in der Bildung der engern Ausschüsse ein ganz neues Element fürsorgend geschaffen, würden wir, wollten wir auf den Antrag eingehen, gewissermaßen aussprechen, als vertraueten wir Ihm, dem geliebtesten Könige, der die Verhältnisse nach Außen und Innen allein klar und durchdringend durchblicken kann, minder als des hochseligen Königs Majestät. Endlich verkennen wir zwar nicht, daß ein Zusammentreten der von den Ständen aller Provinzen Erwählten zu Ausgleichung der Provinzial-Interessen, zu Behebung wechselseitiger unrichtiger

Ansichten und dadurch zur Förderung echten Preußenthums einst nur wünschenswerth sein kann; wir glauben aber, daß wir der Weisheit Sr. Majestät allein zu überlassen haben, ob und wann diese Zusammenberufung erfolgen soll.

Dies vorausgeschickt, hat der Central-Ausschuß mit alleiniger Ausnahme seines dissentirenden Mitgliedes beschlossen:

Dem hohen Landtage die Zurückweisung des Antrages der Stadt Breslau als eines nicht zeitgemäßen und nicht angemessenen anheim zu stellen, um so mehr, als Se. Majestät, unser Allergnädigster König, Allerhöchst Dero Willensmeinung und landesväterliche Absichten bei der Erbhuldigung in Königsberg und Berlin kund gegeben haben, und die in dem allerhöchsten Propositions-Dekrete vom 23. Februar d. J. ausgesprochenen Verordnungen die Hoffnungen hinlänglich bethätigen, nach welchen die Weisheit Sr. Majestät angemessene Erweiterungen der ständischen Verfassung, soweit solche zum Wohle der Unterthanen gereichen, erteilen werde.

In Bezug auf dieses Referat sprach sich zunächst der Herr Direktor des conferirenden Ausschusses noch dahin aus: Es sei, seit ein ähnlicher Petitions-Antrag vom vorhergehenden Landtage einstimmig verworfen wor-

den, keine Veränderung eingetreten, welche dem Antrage jetzt das Wort reden könnte; Preußens Thron sei nach dem schmerzlichen Verluste des hochseligen Königs Majestät auf Seinen Erben übergegangen, Allerhöchst welcher wahrlich kein geringeres Vertrauen verdiene, als der dahin geschiedene König. Denn unser Allergnädigster König habe Seine Willensmeinung entschieden dahin ausgesprochen, daß er Sich Selbst und Seine Rechenschaft vor Gott als Garantie für sein geliebtes Volk hingeb; darauf habe das Volk mit Vertrauen und Begeisterung den Huldigungs-Eid geleistet. Das Allerhöchste Propositions-Dekret habe Sein Wohlmeinen und Seine Liebe zu Seinem Volke auf's Neue bekundet, durch die Erweiterung der ständischen Verfassung, insbesondere durch die Bildung der engern Ausschüsse, durch welche des Königs Majestät mit dem Volke in fortwährender Berührung bleiben will. Es dürfte Ihm daher nur als ein schmerzlicher Beweis mangelnden Vertrauens erscheinen, es dürfte völlig unangemessen sein, wenn jetzt mehr verlangt würde, als Er so reichlich gegeben. Schmerzlich im Vergleiche zu dem Ausdrücke, mit welchem das Volk bei der Huldigung Sein »Ja« Ihm zugerufen, zu der Rührung, welche damals in jedes Auge ersichtlich war. — Aus diesem vollsten Vertrauen in die Entschlüsse unsers geliebtesten Königs, die Er zum Wohl des Vaterlandes hege,

welches sich bei der gegenwärtigen Verfassung nur glücklich zu finden Ursach habe, sei das Gutachten des Ausschusses hervorgegangen.

Darauf äußerte das dissentirende Mitglied des Central-Ausschusses: als Vertreter der petitionirenden Stadt, als dissentirendes Mitglied dieses Ausschusses müsse er zur Rechtfertigung des Antrags, welchem er als Deputirter aus voller persönlicher Ueberzeugung beiträte, Nachstehendes hinzufügen:

Es würde darüber, daß unser Staat für eine reichsständige Verfassung bestimmt sei, kein Mitglied der Versammlung zweifelhaft sein; die eigene, thätige Theilnahme an den Angelegenheiten des Staates erhöhe die Vaterlandsliebe, das Interesse an dem allgemeinen Besten; welche Kraft eine durch Reichsstände dem Volke gegebene Mündigkeit dem Staate gewähre, sei Allen bekannt, so wie auch, daß es eine nothwendige Lebens-Bedingung eines jeden Staates sei, ein organisches Ganzes zu bilden, in welchem alle Glieder durch die wechselseitige Bekanntschaft mit ihren Interessen, durch den Austausch ihrer Ideen zu einer unzertrennbaren Einheit verschmolzen sind. Diese Wahrheiten seien ja auch so oft von dem hochseligen Könige ausgesprochen worden; die Provinzial-Stände seien ja nach der ausdrücklichen gesetzlichen Bestimmung nur gegründet, um die Grundlagen und die Vorbereitungsschule für Reichsstände zu gründen; unter Uebergehung des in der Pe-

tition ausgeführten Rechtspunktes und des politischen Gesichtspunktes berechne er, daß Reichsstände bereits im Jahre 1811 faktisch existirt haben, und wir in den Amtsblättern jenes Jahres noch die Aktenstücke besitzen, welche Zeugniß ablegen von der heilsamen Thätigkeit jener reichsständischen Verhandlungen und wolle nur die Frage beantworten: warum ist gerade der jetzige Landtag nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet, das Bedürfniß einer reichsständigen Verfassung auszusprechen und des Königs Majestät um baldige Befriedigung dieses Bedürfnisses zu ersuchen.

Nachdem die westphälischen Stände im Jahre 1832 einstimmig um Einführung einer reichsständischen Verfassung gebeten, habe zuerst wieder der Preussische Landtag im verflossenen Jahre eine gleiche Petition gestellt und des Königs Majestät solche selbst loyal genannt, es sei daher außer Zweifel, daß eine solche Bitte nicht außer dem Bereiche unseres Provinzial-Landtages liege. Allerdings habe unser König und Herr einige Zeit später in der Staatszeitung erklärt, daß Er nicht gefonnen sei, jetzt eine ständische Reichsverfassung im Sinne des Gesetzes von 1815 zu ertheilen, dessenungeachtet sei es keineswegs unzeitig, jene Petition zu wiederholen, weil es einestheils in der Natur der Bestimmung des Landtages liege, mitunter die Aufhebung von Gesetzen zu erlangen, die der Zeit und den Verhältnissen nicht mehr anpassen, welche also, streng ge-

nommen, gegen Gesetze gerichtet sei; es werde daher unserm Könige gewiß nicht mißfallen, wenn wir uns nicht einmal gegen eines Seiner Gesetze, sondern nur nicht ganz im Einklange mit einer Seiner Erklärungen aussprechen; anderntheils aber sei diese Erklärung sicher nur von der Aussicht ausgegangen, daß wir für Reichsstände noch nicht die nothwendige Reife besitzen mögten; aber das gefühlte Bedürfniß sei der beste Beweis, daß wir wirklich reif sind. Durch das Aussprechen dieses Bedürfnisses werde unserm König bewiesen, daß Sein Volk, d. h. Sein Stolz, Seine Macht, also Er Selbst größer sei, als Er vermuthet. Volksvertretung, selbstständige Behandlung unserer eigenen Interessen in den Provinzen bilden das große politische Buch, welches wir durch die Provinzialstände erhalten haben, und aus welchem wir seit beinahe zwanzig Jahren lesen; wir seien aber hiernach nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet, eine solche Petition zu stellen, denn wir seien versammelt, um die Wünsche und Bedürfniße des Volkes auszusprechen. Daß das Bedürfniß auf die verheißene Fortbildung unserer öffentlichen Verhältnisse vorhanden, gehe daraus hervor, daß die Hauptstadt, die zweite Stadt des Staats, es einstimmig ausgesprochen, daß sie für eine solche Mündigkeit die Reife besitze; er habe die Ueberzeugung, daß die übrigen Theile und Stände der Provinz sich nicht für unreifer halten werden; denn daß

sie es seien, daran könne Niemand zweifeln, der mit Breslau stolz sei auf die Höhe der Kultur, welche das preussische Volk erreicht habe; wir seien so glücklich, unter einem Könige zu leben, der das freie Wort ehret, dessen Freude es sei, die Bedürfnisse seines Volkes kennen zu lernen und zu befriedigen; deshalb müsse unser König durch Freimüthigkeit erhoben werden; es handele sich nicht um Mißtrauen, nicht um eine Garantie, die wir in dem Herzen des Königs besitzen, sondern um die Mündigsprechung des gebildetsten Volkes der Erde, um die Verschmelzung aller Staatstheile zu einem großen, kräftigen Staats-Ganzen. Durch die Verhandlungen der Provinz Posen sei uns zuerst gezeigt worden, daß gerade die, welche kein allgemeines Interesse am Staate haben, welche ihre polnische Nationalität über Alles setzen, kein gemeinsames einziges Preußen, keine Reichsstände wollen, deshalb sei es an uns, die wir König und Staat mehr als uns selbst lieben, das Gegentheil zu beweisen, und aus diesen Gründen stimme er gegen das Votum des Central-Ausschusses und für den Antrag der Stadt Breslau.

In der hierauf folgenden, nur von Mitgliedern aus dem Stande der Städte geführten Debatte wurde entgegnet: so gründlich die Petition auch gefaßt, so wohlberechnet die sie begleitende Rede auch sei, so müsse man sich dennoch gegen dieselbe erklären und dem referirenden Ausschusse Dank sagen, daß er an dem Versprechen als unver-

äußerlich heiligem Eigenthum des Volkes festgehalten, welches Se. Majestät ausgesprochen, der Ausschuß hätte eben so gut als der Verfasser der Petition alle Schriften citiren können, welche seit der Zeit über den Gegenstand gewechselt worden, das würde aber nur zu Sophistereien führen, die der Würde unseres Gouvernements entgegen seien; man dürfe nur an dem festhalten, was wirklich versprochen worden und der Weisheit des Königs vertrauen. Er werde den rechten Zeitpunkt erfassen, und nirgends sei bestimmt: wann die reichsständische Verfassung eingeführt werden solle; besonders aber sei das angebliche und nur supponirte Bedürfniß zu bestreiten, und es falle mit dieser unrichtigen Voraussetzung aller Grund zu dem Petitionsantrage von selbst fort. Dieses Bedürfniß nemlich werde weder von den Mitgliedern der Versammlung, noch von ihren Kommittenten gefühlt, und die Deputirten würden sogar deren Wünschen entgegen handeln, wollten sie für die Petition stimmen. Im Jahre 1819 seien Viele, welche die Stimme des Volks gekannt, über die Bedürfnisse und Wünsche des Landes in Beziehung auf die Verfassungsfrage gehört worden, und man habe sich für einen Uebergang erklärt. Würde uns jetzt die Frage vorgelegt, ob wir eine generalständische Verfassung wünschen, so würden wir solche mit unterthänigstem Danke annehmen, um so mehr als des Königs Majestät bemüht sei, dem Willen des hochseligen Königs zu ge-

nügen, um so weniger dürfe man des Königs Majestät jetzt daran mahnen. Allerhöchstderselbe vermöge jetzt, kaum auf den Thron gelangt, nicht Alles auf einmal zu geben, den zeitherigen Schritten in der Aus- und Fortbildung unserer ständischen Verfassung werden andere folgen, man möge nur vertrauen. Endlich komme im Geben nicht bloß auf das Was, sondern Wie es gegeben werde, sehr viel an, und Se. Majestät werde ungebeten freundlicher und großmüthiger geben, als wenn Allerhöchstderselbe vorzeitig durch ausdrückliche Bitten dazu vermocht werde. Von mehreren der städtischen Abgeordneten wurde bestätigt, daß das Bedürfniß nach einer reichständischen Verfassung von ihren Kommittenten keineswegs gefühlt werde und noch weniger ausgesprochen worden, wie sie aus ihrer Erfahrung und aus ihrer Kenntniß der Meinungen derer, welche sie vertreten, hierdurch zu bezeugen veranlaßt seien.

Andererseits wurde noch von einem städtischen Abgeordneten ausgesprochen: daß das Bedürfniß allerdings gefühlt werde; von einem Andern: daß zwar Volksvertretung gewünscht werde, es aber nicht angemessen sei, Sr. Majestät die in dem Petitionsantrage bezogenen Gesetzesstellen in Erinnerung zu bringen; es wurde ferner, nachdem erwähnt worden, daß schon die Provinzial-Landtage jetzt zu wenigen Anklang gefunden, erwiedert, daß dies nur darum der Fall gewesen, weil

man keine Resultate gesehen, jetzt werde das ganz anders sein; das Bedürfniß sei, wie hierdurch von ihm, als einem der Vertreter der petitionirenden Stadt, nochmals versichert werde, wirklich vorhanden, durch den Geist des Jahrhunderts herbeigeführt und von allen deutschen Fürsten, insbesondere aber von unserm ritterlichen, gerechten und unvergeßlichen Könige Friedrich Wilhelm III. ohne alle Anregung anerkannt und gewürdigt worden; das Leben der Menschen und der Staaten sei ein Ringen, welches die Kräfte stähle und entwickle, daher segensreiche Früchte tragen werde; die Geschichte sage uns, daß alle Epochen der Völker nur durch die größten Kraftanstrengungen erzielt würden, es dürfte daher die Frage wol natürlich sein: ob Preußen nicht noch Epochen seiner Entwicklung bevorstehen? eine Verfassung im Sinne der beregten Allerhöchsten Kabinetts-Ordnung werde die nationale Kraft bedingen und beleben, wenn Preußens Monarch gegen einen ungerechten Nachbar den Schild erheben und vortragen sollte; aber auch materielle Interessen würden hierdurch wesentlich befördert, damit der Monarch ersehen könne, was seinen Völkern, einzelnen Klassen und unter Umständen auch einzelnen Staats-Angehörigen Noth thue. Das Gesetz von 1815 sei keineswegs ein abgedrungenes, vielmehr durch die Aufopferungen im Jahre 1813 erworben, und es werde die

Verfassung nach demselben nicht im Interesse Einzelner, sondern in dem des Ganzen erbeten.

Nachdem noch erwiedert worden, daß auch ohne eine Repräsentation ein Volk sehr wohl denkwürdige Epochen erleben könne, schloß die Debatte mit der Aeußerung eines Mitgliedes der petitionirenden Stadt: man verwechsle die Sache mit der Person. Niemand habe eine Kränkung gegen Se. Majestät im Sinne; denn die Petition, welche von ihm unterstützt werde, gehe nur dahin, der eminentesten Persönlichkeit der Zeit, unserm Könige, zu sagen, daß wir um die Reichsverfassung bitten, wenn es seiner Weisheit entspreche, und eben das Vertrauen, welches wir zu unserm hochverehrtesten Könige hegen, berechtere mit Hinblick auf den Wechsel der Zukunft zu der Bitte. Die Provinzial-Landtage seien wesentlich konservativ; sie seien aus dem Volke hervorgegangen und große Weisheit habe sie hervorgerufen. Sie seien die Basis der Pyramide, welche des hochseligen Königs Majestät gebaut, ihr fehle aber noch die Spitze, und sie seien in materieller Hinsicht bei Fragen von allgemeinem Staats-Interesse von der größten Wichtigkeit.

Als hierauf noch Se. Fürstl. Gnaden, der Herr Landtags-Marschall, geäußert, es würden sich der Debatte noch manche Worte hinzufügen lassen, wäre der Eindruck, welchen die Huldigung hinterlassen, in aller

Herzen nicht noch so lebhaft, wurde zur Abstimmung, welche wiederholt verlangt worden, geschritten und es ward die Frage:

ist der hohe Landtag der Meinung, die Petition des Magistrats und der Stadtverordneten zu Breslau um Verleihung einer reichsständischen Verfassung als nicht angemessen und nicht zeitgemäß zurückzuweisen und es lediglich und allein der Weisheit Sr. Majestät des Königs anheim zu stellen, ob, wann und auf welche Art Allerhöchstdieselben die Zusammenberufung der Reichsstände zu beschließen und zu veranlassen für angemessen und dem Wohl des Staates ersprießlich erkennen werden?

gegen 8 dissentirende Stimmen aus dem Stande der Städte, also mit einer Majorität von 77 Stimmen bejahet.

Wenn Graf A. Gurowski den an unsern Höfen wehenden Wind richtig aufgefangen hat, so ist aus seiner Schrift: »Rußland und die Civilisation« deutlich zu ersehen, daß alle Konstitutionsbestrebungen der Breslauer, Königsberger u. s. w. vergeblich sein werden. Graf Gurowski behauptet feck: »nur die Gewalt könne, werde herrschen und nur ihr gebühre die Herrschaft.«

Ich frage hiermit den Herrn Grafen lediglich: »Hat die Gewalt auch das Schießpulver und den Bücherdruck erfunden?«

28) Petition des Grafen Reichenbach auf  
Brustawe: betreffend den Betrieb und den  
Geschäftskreis der Justizkommissarien.

Es wurde geklagt, daß allerdings durch Herum-  
reisen der Justizkommissarien Uneinigkeiten gestiftet wür-  
den, indessen — wisse man kein Mittel anzugeben,  
wie dem abzuhelfen sei, darum ward Petent abgewiesen.

29) Petition des Rittergutsbesizers  
Kern: die totale Vernichtung alles Wild-  
standes betreffend.

Der dominialvergnügte Herr Justizrath Kern hatte  
keinen Kernschuß gethan, denn er schoß über's Ziel  
hinaus, indem er noch weiter wollte, als der König-  
liche Gesetzesvorschlag *N<sup>o</sup> V.* schon ging. Man wäre  
wol — namentlich ritterschaftlicher Seits — auch  
gern gefolgt; allein — traue einer den Juristen!  
Man erinnert sich an das: »che va piano, va sano«  
und daß es nicht gut thue, den Baum auf einen  
Hieb fällen zu wollen. Durch Supplemente und Er-  
gänzungen gelangt man doch vielleicht wieder bis glück-  
lich in's Mittelalter zurück! — Darum fiel Herr  
Kern durch, der am Ende wol im Sinne haben  
konnte, das Publikum auf den Hinfuß aufmerksam  
zu machen.

30) Petition des Justizraths Scheurich:  
enthaltend eine Deklaration des §. 26  
der Ablösungsordnung vom 7. Juni 1821.

Die Landgemeinden stemmten sich einmal energisch und beharrlich gegen diese Petition und brachten sie zum Weichen. Die einfältigen Leute wollten absolut im 19. Jahrhundert bleiben und wissen nicht zu schätzen, wie dominialvergnügt man bis 1524 war, wo das schöne Mittelalter bekanntlich endete.

31) Petition der Breslauer Kreisstände: enthaltend einen Entwurf zu einer Verordnung über Befugnisse, welche den Kommunen zur Beförderung vorzubeugender Verarmung und Verhütung von Verbrechen zu verleihen sein möchte.

Wurde berücksichtigt bei der Landtagspetition um Ertheilung einer Kommunalordnung und eines Hörigkeitsgesetzes.

Beide hätten längst erfolgt sein sollen, dann wären manche Uebel gar nicht entstanden, um deretwillen die Herren unisono rufen: »Zurück! Zurück!«

Nicht das Volk läßt wegen Mißbräuche leiden, sondern diejenigen, welche nicht besser für das so lange in Unmündigkeit Erhaltene sorgten, als es allmählig einem freieren Zustande zugeführt werden sollte.

32) Petition des Rittergutsbesizers Pannewitz: um Schuß der Landbauer gegen den ungezügelten Hang der arbeitenden Klasse, um zu verhüten, daß es nicht an Arbeitern fehle und letztere nicht so frei-

willig der Eisenbahn=Arbeit sich anschließen können.

Die Sache hat wohl manches für sich, allein was Herr Pannewitz beantragt, schmeckt zu sehr nach Dominalvergnüglichkeit, so daß man fürchten mußte, einer offenbaren Inschugnahme des Zwanges beschuldigt zu werden, hätte man die Petition nicht abgewiesen. Alles, was der Grundbesitzer verlangen kann, ist: daß er in den Dienstkontrakten kräftig geschützt werde, die er mit seinen Arbeitern schließt, und daß in den Gemeinden streng darauf gehalten werde, das Volk nicht der Faulenzerei verfallen zu lassen. Es fehlt in Schlesien gar nicht an Arbeitskräften, ja man weiß sie vielfach nicht zu verwenden. Das Arbeitshaus in Breslau z. B. ist fortwährend überfüllt. An solche Orte soll man sich wenden, und schlimmsten Falls mag eine Militairbegleitung, mit guten Haselruthen versehen, beigegeben werden, um guten Willen zu erhalten, will man nicht besser Freund Hunger, den trefflichen Arbeitsförderer, walten lassen. Nur endlich einmal weg mit den allzu zarten Rücksichten gegen arbeitsfaules, entsittlichtes Volk! Dergleichen wird nur in physischer Hinsicht imponirt. Hat man es zur Ordnung gewöhnt, alsdann soll und muß allmählig mildere Behandlung folgen, umgekehrt aber wird das Ding unpraktikabel.

Herr Pannewitz und andere Dominalvergnügte

wollen sich nur etwas Mühe um Leute geben und etwas Sorgfalt auf das Wohlbefinden derselben richten, dann fehlt es ihm und Andern gewiß nicht an Arbeitern!

33) Petition desselben: wegen einer polizeilich nöthigen Verordnung des Sperlings- und Maulwurfsfangens.

Der Landtag wollte nichts vom Fange dieser Thiere wissen, obschon sie oft schädlicher sind als Wiesel, Marder und dergleichen, welche die vergnügliche Ritterschaft so sehr im Auge behielt, daß sie, wie erwähnt, in den Gehöften zwar gefangen werden dürfen, aber an die Jagdberechtigten abgeliefert werden sollen. Sperlinge, Krähen, Raubvögel, Elstern, Maulwürfe und dergleichen sind überdem häufiger als anderes Jagdungeziefer, und es wäre gar nicht zu viel verlangt, wenn die Herren Jagdvergnügten auch etwas Verbindlichkeit für ihre Lust zu übernehmen hätten. Auch darf ja ein Nicht-Jagdberechtigter kaum einen Maulwurf fangen, ohne befürchten zu müssen, wegen Jagdsrevells in Untersuchung gezogen zu werden. Sperlinge und dergleichen zu schießen ist nur eo ipso verpönt, Salz auf die Schwänzelein zu streuen ist leider außer Mode gekommen, ergo —

34) Petition des Fürsten Hatzfeld: um Erhaltung des Privatverbandes der Musikal-Feuer-Societät.

Wurde durch den Landtagsbeschluß: eine allgemeine Feuer-Societät für das platte Land zu bilden, für erledigt erachtet.

35) Petition des v. Schmakowski: betreffend eine Zusammenstellung derjenigen iustizministeriellen Verfügungen, durch welche gegen den klaren Inhalt früherer, noch geltender Verordnungen die Patrimonialgerichtsbarkeit zu einer drückenden Last für die Gerichtsherren erschwert wird.

Diese Petition war gegen die königliche Verfügung gerichtet: »daß der Gerichtssitz am Gerichtsort, mithin im Lokale des Dominii; daß Akten- und Hypothekenbücher sicher zu verwahren dem Dominium obliege; daß monatlich ein Gerichtstag abgehalten werden solle und daß endlich ein Justitiar nur in demjenigen Departement, worin er wohnt, Patrimonialgerichts-Verwaltung übernehmen darf.«

So gern nun auch die dominialvergnügten Ritter größtentheils diese Last abschütteln mögten, die ihnen mit Recht dafür auferlegt ist, daß sie ansehnliche Abgaben von Einfassen und kleinern Besitzern in den Dorfschaften beziehen; so gern sie diese Einnahmen ohne Gegenleistungen in die Taschen stecken mögten, ging doch der Landtag nicht ganz auf die Petition ein, sondern beantragte nur: Se. Majestät zu

bitten, daß die Akten und Hypothekenbücher nach wie vor mit Genehmigung des Gerichtsherrn und ohne Einwilligung der Gerichtseingesessenen in der Wohnung des Justitiars verbleiben dürfen!

Akten und besonders Hypothekenbücher gehören in's Gerichtslokal und sollten dem Justitiar nur ausgehändigt werden, wenn er ihrer dringend bedarf und die nöthige Sicherstellung seinerseits zu leisten vermag. Die Gerichtseingesessenen müssen dabei fogut ihre Zustimmung abgeben, wie der Herr Gerichtsherr, denn sie sind mehr als gleich betheiligt!

Vielleicht dachte die vergnügte Ritterschaft: sind nur erst Akten und Hypothekenbücher vom Halse, so folgt das Uebrige gelegentlich schon nach, und dachten abermals an *che va piano* etc.

36) Petition des Grafen Schweinitz: betreffend eine Strom- und Deichordnung.

Wurde darum nicht angenommen, weil die Momente schon in der Begutachtung des Strom- und Ufer-Polizei-Gesetzes berücksichtigt waren.

37) Petition desselben: in Betreff des *juris braxandi ad usum tabernae* oder Kretschams Verlags-Rechts.

Wurde abgewiesen, weil bereits in einem allgemeinen Gesetze darauf verwiesen sei.

38) Petition der Breslauer Drog- und Spezerei-Waarenhändler: wegen Erwei-

terung ihrer Befugniß in Betreff des Debits von Arznei-Waaren.

Wurde an das Ministerium für Medizinalangelegenheiten verwiesen.

39) Petition des Abgeordneten Schwarzer: in Betreff der Horn-Vieh-Asssekuranz-Gesellschaft; schon am fünften Landtage zur Sprache gebracht und durch Königlichen Bescheid abgewiesen, weil man wegen anderweitiger Maßregeln keine Zwangsasssekuranzen gestatten wolle. Wer mich durch Zwang vor derlei Schaden behüten wollte, dem würde ich es selbst schlechten Dank wissen! —

40) Petition des Abgeordneten Dietrich: in Betreff der städtischen Einkaufsgelder.

Abgewiesen, weil sich alsdann jeder Bagabond einkaufen könne! Bravo!

41) Petition des Grafen von Pfeil auf Hausdorf: in Betreff des Kriminal-Kosten-Wesens:

a. im Allgemeinen,

b. in Betreff des speziellen Gesetzes.

Drehte sich auch um Abwälzung der gutherrlichen Verbindlichkeiten in Betreff der Gerichtskosten. Die Landgemeinden protestirten gegen das Gutachten, diese Petition zu unterstützen, und drangen diesmal noch durch. Sie mögen sich für die Zukunft noch vorsehen, denn es schütteln und rütteln die Dominalver-

gnügten hartnäckig an denen ihnen auferliegenden Verbindlichkeiten und werden nicht zum letzten Male damit gekommen sein!

42) Petition des Barons v. Strachwitz auf Bruschewitz: wegen Gestattung des Zwangsdienstes hilf- und verwehrloser Individuen; wurde verworfen, weil der Brodherr die Arbeitskräfte der ihm gezwungen dienenden Minorennen zu sehr anstrengen könnte.

Man verkennt also nicht seine Leute; allein es wäre doch zu wünschen, daß man näher eingegangen wäre. Es ließen sich ja Vorschriften in Betreff der zu fordernden Dienste feststellen. Immer doch besser, die Leute zur Arbeit anhalten können, als sie müßig herum laufen lassen zu müssen.

43) Petition desselben: wegen Erhebung von Gebühren in Zucht-Polizei- und Polizei-Kontraventions-Fällen zum Besten der Kommunen und ganz vorzüglich zu dem Zweck pro termere litigantium.

Man hielt die Sporteltaxe für hinreichend, daher wurde diese Petition abgewiesen.

44) Petition der Gemeinden Polnisch Weistritz und Kroischwitz: wegen Regulirung der Wasserverhältnisse.

Abgewiesen als nicht vor den Landtag gehörig, namentlich auch weil derselbe die geführten Beschwerden

gegen die administrative Behörde zu kontrolliren nicht ermächtigt sei.

45) Petition der Oberältesten der Müh-  
lengewerke zu Freiburg: wegen Untersa-  
gung von Mühlenanlagen nach amerikani-  
scher Konstruktion.

Die Herren Müller kamen mit ihrer Petition zu spät an und wurden auch überdies abgewiesen worden sein, denn die Landtagsabgeordneten essen auch lieber weißes als schwarzes Gebäck und kennen die Müllermucken und Müllerreligion zu genau, um sie in Schutz zu nehmen.

46) Petition des Matthis auf Denkwitz: wegen Unterbringung des aus Leubus entlassenen Datsch in eine der Irrenverwah-  
rungsanstalten.

Wurde ressortmäßig an die Verwaltungskommission verwiesen.

47) Petition des Abgeordneten Germer-  
shausen: wegen Zurückweisung Gemüths-  
kranker bei den Provinzial-Irren-Anstal-  
ten zu Brieg und Plagwitz.

Wurde zurückgewiesen, weil die in Frage gestellte Erweiterung der Irrenanstalten als unzulässig erkannt war. Wenn sich nur auch die Vermehrung der Irren unzulässig machen ließe!

48) Petition des Magistrats zu Ratibor:

wegen Verleihung einer Viril-Stimme auf dem Landtage.

Wurde abgewiesen, weil der Antrag keine Befürwortung bei der Versammlung erlangt hatte.

49) Petition der Einwohner von Gnadenfeld bei Cosel: um Ertheilung von Legitimations-Attesten zum Handel mit Horn-, Schaf- und Federvieh, so wie auch für den Handel mit Viehhäuten.

Konnte wegen Kollision mit andern gesetzlichen Bestimmungen nicht berücksichtigt werden.

50) Petition: betreffend die Abstellung von Uebelständen beim städtischen Feuer-Societäts-Wesen.

Durch den Beschluß in Bezug auf das allgemeine Feuer-Societäts-Wesen erledigt.

Unter der Zahl dieser unpraktikablen Petitionen rühren wieder nur 18 von den größern Grundbesitzern oder der Ritterschaft her; es ist demnach auch hierbei die Majorität der Thätigkeit auf Seiten der niedern Stände, obgleich sich bei der unpraktikablen Seite die Ritter noch mehr hervorthaten, wie bei der anwendbaren, wo ihre Aktien nur 9 zu 44, anstatt hier 18 zu 50 standen.

Wollte man noch näher in die Natur der Petitionen eingehen, so würde sich viel klarer darthun: wie wenig speziellen Antheil doch durchschnittlich die Ritterschaft an dem nimmt, was eigentliches Leben betrifft.

Mögte man sagen dürfen, sie beleiße sich um so mehr der höheren Interessen der Menschheit! —

Folgende 14 Petitionen fand ich wol in einem handschriftlichen Verzeichnisse der eingelaufenen Petitionen unter den angeführten Nummern aufgezählt; jedoch in der gedruckten Uebersicht nicht aufgeführt. Weßhalb? ist nirgends in den Akten erwähnt.

Petition *N* 5: um Zuziehung bei den Berathungen des VII. Ausschusses, wegen eines Preussischen Bergrechts, von den schlesischen Bergbau- und Hüttengewerken.

Petition *N* 7: zur Verordnung wegen Parzellirung von Grundstücken und Anlegung neuer Etablissements, vom Abgeordneten Graf Frankenberg.

Petition *N* 14: um Erleichterung der Wählbarkeitsbedingungen der Landtagsabgeordneten, vom Abgeordneten der Städte Sagan und Bunzlau;

Petition *N* 16: Abschrift einer am 3ten Posen'schen Landtage eingereichten Petition, vom Abgeordneten Grafen Dzianynski.

Petition *N* 17: wegen Zahlung der Laudemien, vom Regierungsdirector Göbel.

Petition *N* 18: betreffend das Schutzgeld, von demselben.

Petition № 20: betreffend eine zweckmäßige Beschäftigung der im Korrektionshause Detinirten, vom Fürsten Neuß-Cöstritz.

Petition № 40: wegen Ausschreibung und Repartition der Korrektionshaus-Beiträge nach dem ermäßigten Bedarf, vom Abgeordneten Scheil.

Petition № 49: die Gewerksgenossen von Altwasser und Neuweißstein: um Zuziehung bei den Berathungen über das Bergwerks-Regal.

Petition № 58: des Abgeordneten Grafen Renard: betreffend die Stabilität der Industrie-Schutz-Zölle.

Petition № 75: des Abgeordneten Thomas: wegen Uebertragung der Verwaltung der Polizei-Gerichtsbarkeit an die Besitzer der Erbscholtiseien derjenigen fiskalischen Dorfgemeinden, wo weder Dominien noch Dominialbeamtete sind.

Petition № 76: desselben Abgeordneten, wegen Erwirkung einer Verordnung, durch welche die mit Verwaltung der Polizei beauftragten Erbscholtisei-Besitzer und Dorfgerichts-Mitglieder dem höhern Bürgerstande gezählt werden.

Thomas scheint sehr ungläubig zu sein und den

Werth der Menschen in dem Range u. s. w. zu suchen. Vielleicht haben die Herren Abgeordneten des Landtages den Herrn Erbscholtiseibesitzer Thomas gläubig gemacht und versichert: ein ehrenhafter Landmann sei mehr werth und stehe überall höher angeschrieben, als ein schlechtes Subjekt aus dem höhern Bürgerstande, ja selbst als ein Adelig, der sich unadelig aufführt!

Petition **N<sup>o</sup> 77**: des hiesigen Bürgers und Strumpfmachers Fromberger: die Stadt-Verordneten zu vermögen, seine gedrückte Lage durch Ernennung eines tüchtigen Kommissars prüfen und verbessern zu lassen.

Petition **N<sup>o</sup> 82**: des Abgeordneten Schwarzer: betreffend die Uebelstände der Elementarschulen und ihrer Lehrer.

Es ließe sich wol die Vermuthung aufstellen: die Abfasser dieser Petitionen seien veranlaßt worden, die eingereichten Versuche zurückzunehmen.

Faßt man den Gang und das Wesen des Landtags genauer in's Auge, so fällt vor Allem die höchst ungleiche Vertretung der Staatsbürger und deren Interessen auf.

Der Landtagsmarschall war ein Fürst, und wir mögen für unsere Repräsentanten immer die Ausgezeichnetsten der Nation wählen, sofern nur nicht ihre Verdienste allein in der Geburt liegen; denn in diesem

Falle würden wir uns tief unter die rohen Indianer, fogar unter die Russen stellen, indem bei letzteren der bloße Geburtsadel da, wo es sich um Gemeinwohlsberathungen handelt, gar nichts bedeutet; man muß sich im Staatsdienste ausgezeichnet haben, und darin zu angemessenen Stufen gestiegen sein, oder man bleibt eine Null bei Vertretungen und Berathungen, ob man auch mehr Land und Leute besäße, als mancher deutsche Souverain. Sollten wir uns den Russen auch nur in einer Hinsicht unterordnen wollen oder sollen?

Der Stand der Fürsten hat sechs Vertreter, und man sollte entweder meinen, es zähle Schlesien mindestens 200,000 Fürsten; denn erst dann würde diese Vertretung der übrigen Bevölkerung von  $2\frac{1}{2}$  Millionen angemessen erscheinen, sofern nemlich die Zahl entscheiden dürfte; oder man wäre gezwungen anzunehmen: im Stande der Fürsten konzentrierte sich um so viel mehr Einsicht in die speziellen Bedürfnisse des Ganzen, so wie die angemessene Intelligenz und endlich der regste gute Wille.

Die sämtlichen Fürsten aber befinden sich, nur in etwas geringerem Grade, in denselben Umständen wie der Monarch; sie kennen die Bedürfnisse der Staatsbürger und Staatseinwohner wie Jener meist nur vom administrativen Gesichtspunkte aus, so wie durch Berichte ihrer untergebenen Diener und Beamten; nur zufällig oder einseitig erfahren sie etwas von detaillir-

teren Zuständen, in denen sie sich ewig fremd bewegen müssen, weil sie ihnen zu fern stehen. Sodann sollten wol die Interessen des Volkes im Ganzen genau mit den Interessen der Fürsten übereinstimmen, allein ist dies darum stets der Fall? Wäre dem also, dann ließe sich ja derselbe Grundsatz auch auf den Monarchen anwenden, und alle Landtagsversammlungen wären zwecklos, unnütz! Der höher Gestellte ist Mensch, kann irren oder fehlen; darum ist erwiesen der Fürstenstand mindestens zu zahlreich beim Landtage vertreten.

Den Stand der Ritterschaft oder größern Grundbesitzer sehen wir durch drei und dreißig Repräsentanten vertreten, darunter nur zwei bürgerlicher Abkunft. Abgesehen davon, daß den Adelsinteressen ein zu gewaltiges Uebergewicht hierbei gestattet ist, ergiebt sich auch bei diesem Stande eine unverhältnißmäßige Begünstigung der Vertretung; denn nehmen wir an, daß die 5864 Dörfer Schlesiens dergleichen Rittern gehörten, was keineswegs der Fall ist, so würde dies immer nur so viele Individuen zu vertreten geben, die sich zur übrigen  $2\frac{1}{2}$  Millionen wie ohngefähr 1 zu 426 verhält. Nehmen wir aber selbst an, daß nur der zehnte Theil der  $2\frac{1}{2}$  Millionen Einwohner Grundbesitz hat, und dieser hauptsächlich vertreten werden soll, es stellte sich sogar alsdann noch ein arges Mißverhältniß heraus.

Auch wenn wir die Interessen oder die Zahl der Adeligen vertreten wissen wollten durch die Ritter, bliebe derselbe Schiefstand zum Ganzen fast derselbe. Daß der Adel die Bedürfnisse der Nation keineswegs vorzugsweise erkennt, beherzigt und zu vertreten geneigt ist, ergiebt sich aus den von ihm eingereichten Petitionen, sowie aus seiner sonstigen Lebensthätigkeit auf dem Landtage. Wozu nun also diese Bevorzugung? Es wird der Adel sich derselben würdiger zeigen müssen, will er sich ihre Dauer sichern!

Schlesiens 142 Städte und 37 Marktflecken zählen ohngefähr 450,000 Einwohner und sind durch acht und zwanzig Repräsentanten vertreten worden. Als fünfter Theil der Gesamtbevölkerung sind sie bei dem Landtage mehr als genügend vertreten.

Dagegen — man höre! — wurde der kleine Rest von zwei Millionen der Landgemeinden durch 16, schreibe sechszehn Repräsentanten vertreten! — wenn dies kein gewaltiger Rechnungsfehler ist, so steht es jämmerlich um die Volksbildung in Schlesien, denn die langen Bemühungen der Staatsregierung haben es noch nicht einmal dahin zu bringen vermocht, daß diese zwei Millionen im Stande sind, eine gehörige Anzahl Vertreter zu stellen, denen zuzumuthen ist, daß sie sagen können, was den Leuten etwa wohl oder wehe thut! Allein so schlimm steht es nicht mit dem armen Volke, und seine sechszehn Repräsentanten haben

auch am letzten Landtage abermals Beweise dafür geliefert. Also Gott und der König wollen es bessern!

Sehr zu verwundern ist es auch, daß eine gewaltige Abtheilung der Nationalintelligenz, die Industrie und die Industriellen durchaus ohne alle Vertretung bei den Landtagen geblieben.

Eine anderweite Sonderbarkeit ist: daß der Adel die Präsidenschaften der Ausschüsse gehabt; war denn kein einziger Würdiger unter den Uebrigen?

Eigen ist es auch: daß das königliche Kommissariatamt von einem Sohne des Oberpräsidenten bekleidet wurde; darin liegt etwas undelikates für Vater und Sohn! —

Man klagt allgemein über Lauheit und Flauheit im Volke, wenn es ein Streben nach einem Besserwerden gilt; der Landtag fühlt dies überall und dennoch giebt er selbst nirgend ein konsequentes Beispiel des Anregens. Warum werden so wenige Exemplare der Landtagsverhandlungen gedruckt? Warum empfängt nicht wenigstens das Archiv jeder Kreisstadt einen Abdruck? Warum thut man damit so heimlich? Heißt man dies Theilnahme und Strebbarkeit befeuern? Soll das Volk niemals seine Leute kennen lernen? Sollen die Landgemeinden nimmer erfahren, daß seine sechszehn Vertreter es im Interesse der von ihnen zu Vertretenden hielten, wenn sie auf Erneuerung des Scholzenlohns antrugen? Sollen Andere — doch wo-

zu hier noch Mehreres wiederholen, was bereits bei Gelegenheit der Petitionen erwähnt ist!

Nur auf Eines, das besonders Noth thut, muß ich nochmals zurückkommen, auf den Irrthum, in welchem sich offenbar der Landtag befindet, wenn er die Landeskultur immer nur durch Gesetze, Verordnungen und Beamtete befördern zu können und zu müssen glaubt. Es fehlt uns wahrlich am wenigsten an Gesetzen, desto mehr aber am lebendigen, regen, guten Willen! Die beste Gesellschaft ist immer die, welche keiner Gesetze bedarf. Gesetze sind Leichname, die Jeder am liebsten begraben sieht, oder Geschwüre, die einen innern Krankheitsstoff verrathen. Nun sind wir aber schon gekuhpockt genug mit Gesetzen und haben genug dieses Stoffes in den Körpern, darum ist es endlich Zeit, uns an die frische, freie Lebensluft zu erstarckender Bewegung zu führen? der Landtag eröffne uns dergleichen Tummelplätze und gehe in seiner geachteten Mitgliederschaft lebhaft voran, wir werden schon folgen und uns Gesundheit erringen.

Ich erachte es für zweckmäßig, hier eine Nachweisung der zum sechsten Schlesischen Provinzial-Landtage im Jahre 1841 einberufenen Fürsten und Standesherrn, ritterschaftlichen, städtischen und bäuerlichen Abgeordneten folgen zu lassen:

A. Vom Stande der Fürsten und Herren, wovon erschienen:

a. Die zu Virilstimmen berechtigten Fürsten:

- 1) Se. Fürstliche Gnaden, der Herr Fürst Heinrich zu Carolath Beuthen, Königl. Ober-Jägermeister und General-Major, als Landtags-Marschall.
- 2) Für Se. Durchlaucht, den regierenden Herrn Herzog Wilhelm zu Braunschweig, als Fürsten von Dels:  
der Königl. Major a. D. und Landrath Herr v. Prittwitz auf Schmoltzschütz, Delsner Kreises.
- 3) Für Se. Durchlaucht, den Herrn Fürsten Alois zu Lichtenstein, als Fürsten zu Tropau und Jägerndorf.
- 4) Für Ihre Durchlaucht, die Frau Herzogin Catharine Friederike Wilhelmine Benigne, Herzogin von Curland, als Fürstin zu Sagan:  
ruht die Stimme.
- 5) Se. Fürstliche Gnaden, der Herr Fürst Hermann von Hasfeld auf Trachenberg, General-Landschafts-Director von Schlesien.
- 6) Für das Fürstenthum Ratibor.
- 7) Für Se. Durchlaucht, den Herrn Fürsten Ludewig von Anhalt-Köthen, als Fürsten zu Pleß:  
der Königl. Kammerherr, Herr Graf

von Dyhren auf Ulbersdorf und Ober-  
schönau.

b. Die mit drei Kuriatsstimmen beliehenen Besitzer  
der freien Standesherrschaften:

1) Für polnisch Wartenberg: Se. Durchlaucht  
der Herr Prinz Biron von Curland.

2) Für Militisch.

3) Für Ober-Beuthen: Se. Excellenz, der Erb-  
Ober-Land-Mundschenk, Königlicher Obrist,  
Ritter u., Herr Graf Henkel von Don-  
nersmark.

4) Für Goschütz.

5) Für Muskau.

6) Für Kynast: Se. Excellenz, der Erbland-  
hofmeister und Königl. Kammerherr, Herr  
Graf Leopold von Schaffgotsch.

7) Für Fürstenstein: Se. Hochgeboren der  
Herr Graf Hochberg-Fürstenstein.

B. Vom Stande der Ritterschaft:

1) Für die Besitzer der bevorrechteten eilf Familien-  
Fidei-Commissse: Prinz Adolph zu Hohenlohe-In-  
gelfingen, Königl. Oberst im 22sten Landwehr-  
Regiment, auf Koschentin, Coseler Kreises.

2) Für den Wahlbezirk Glogau:

a. Freiherr von Buddenbrock, Königlicher Kam-  
merherr und Landes-Ältester auf Klein-Tschirne,  
Glogauer Kreises,

b. von Köller, Königl. Geh. Regierungsrath auf  
Altwasser, Glogauer Kreises,

c. . . . .

3) Für den Wahlbezirk Liegnitz:

a. Graf v. Sinnettau, Königl. Obrist-Lieutenant  
auf Brauchitschdorf, Lubener Kreises,

b. Friedrich Graf von Frankenberg, Königl. Land-  
rath auf Warthau, Bunzlauer Kreises,

c. Müller, Landrath a. D. auf Straubitz, Hai-  
nauer Kreises,

4) Für den Wahlbezirk Hirschberg:

a. Freiherr von Zedlitz-Neukirch, Königl. Land-  
rath auf Neukirch, Schönauer Kreises,

b. Freiherr von Zedlitz-Neukirch, Königl. Major  
und Landschafts-Direktor auf Tiefhartmanns-  
dorf, Schönauer Kreises,

5) Für den Wahlbezirk Schweidnitz:

a. Friedrich Hermann Nikolaus Graf Burghaus,  
Königl. Kammerherr und Landschafts-Direk-  
tor auf Lasan, Striegauer Kreises,

b. Steinbeck, Königl. Ober-Bergrath auf Muh-  
rau, Striegauer Kreises,

c. von Gellhorn, Königl. Rittmeister a. D. zu  
Jacobsdorf, Schweidnitzer Kreises.

6) Für den Wahlbezirk Glatz:

a. Freiherr von Gaffron, Direktor des Königl.

- Kredit-Institutes auf Kumern, Münsterberger Kreises,
- b. Graf Hans von Strachwitz, Landschafts-Direktor auf Peterwitz, Frankensteiner Kreises.
- 7) Für den Wahlbezirk Breslau:
- a. Graf von Stosch, Landschafts-Direktor auf Manze, Nimptscher Kreises,
- b. Emanuel Graf von Howerden-Planken, Königlich-er Landrath auf Hünern, Ohlauer Kreises,
- c. Gustav Graf von Sauerma-Zeltsch, Rittergutsbesitzer auf Zeltsch, Ohlauer Kreises.
- 8) Für den Wahlbezirk Wohlau:
- a. Baron Carl von Köckritz, Rittergutsbesitzer und Landes-Ältester auf Sürchau, Wohlauer Kreises,
- b. Graf von Howerden-Planken, Königl. Kreis-Justiz-Rath zu Thaur, Steinauer Kreises,
- 9) Für den Wahlbezirk Dels:
- a. von Kessel, Direktor des Königl. Kredit-Institutes auf Raacke, Delsner Kreises,
- b. von Keltzsch, Landes-Ältester auf Skarsine, Trebnitzer Kreises.
- 10) Für den Wahlbezirk Brieg:
- a. Graf v. Pückler, Königl. Regierungs-Präsident zu Oppeln auf Schedlau, Falkenberger Kreises,

- b. Freiherr von Ziegler, Königl. Regierungs- und Landrath a. D. auf Dambrau, Falkenberger Kreises.
- 11) Für den Wahlbezirk Groß-Strehlik:
- a. Andreas Graf von Renard, Kaiserlich Königlich Kammerherr auf Groß-Strehlik,  
 b. Freiherr von Reißwitz, Landschafts-Direktor auf Wandein, Rosenberger Kreises.
- 12) Für den Wahlbezirk Ratibor:
- a. Baron von Dürand, Königl. Landrath auf Baranowik, Rybniker Kreises,  
 b. Carl Graf von Strachwitz, Landes-Ältester auf Polnisch Cramarn, Ratiborer Kreises.
- 13) Für den Wahlbezirk Neustadt:
- a. von Lange, Königl. Landrath auf Teschenau, Coseler Kreises,  
 b. Freiherr von Seherr-Thoß, Königl. Landrath auf Kujau, Neustädter Kreises,  
 c. Graf von Seherr-Thoß, Landes-Ältester auf Dobrau, Neustädter Kreises.
- 14) Für den Wahlbezirk Görlitz:
- a. Graf v. Gersdorf, Königl. Kammerherr auf Hermsdorf, Hoyerswerder Kreises,  
 b. Sr. Durchlaucht, Herr Heinrich XIV., Fürst Reuß-Köstritz auf Jenkendorf, Rothenburger Kreises,  
 c. . . . .

d. Graf von Loeben, Rittergutsbesitzer auf Niederrudelsdorf, Laubaner Kreises,

e. . . . .

f. von Dhnesorge, Königl. Landrath und Landes-  
des = Ältester auf Bremenhain, Rothenburger  
Kreises.

C. Vom Stande der Stadtgemeinden:

a. der zu Virilstimmen berechtigten Städte:

1) Für die Haupt- und Residenzstadt Breslau:  
Klocke, Stadtverordnetenvorsteher und Kauf-  
mann,

E. U. Milbe, Kaufmann und Fabrikbesitzer,  
Tschocke, Maurermeister.

2) Für Brieg:

Werner, Apotheker.

3) Für Glogau:

Germershausen, Kaufmann.

4) Für Grünberg:

Conrad, Tuchfabrikant.

5) Für Liegnitz:

Bornemann, Medizinal-Assessor und Rathsherr,

6) Für Meisse:

v. Adlersfeld, Bürgermeister.

7) Für Schweidnitz:

F. Scheil, Kaufmann.

- 8) Für Frankenstein:  
Polenz, Bürgermeister und Stadtrath.
- 9) Für Landshut:  
Oberländer, Apotheker.
- 10) Für Goldberg:  
C. B. Wiener, Kaufmann und Rathsherr.
- 11) Für Sagan:  
H. W. Höpfe, Kaufmann.
- 12) Für Ratibor:  
M. Albrecht, Kaufmann und Rathsherr.
- 13) Für Görlitz:  
a. Franke, Rathsherr,  
b. Piefer, Rathsherr.
- 14) Für Lauban:  
C. Wiener, Kaufmann.
- b. Der zu den Kollektivstimmen berechtigten Städte:
- 1) Für Freistadt, Naumburg a. B., Neusak,  
Neustädtel, Priebus, Primkenau, Schlawa,  
Sprottau, Wartenberg (Wahlort Glogau):  
Facilides, Bürgermeister in Neusak.
- 2) Beuthen, Bolkenhain, Hainau, Hohenfriede-  
berg, Köben, Lüben, Parchwitz, Polkwitz, Raub-  
ten und Schönau (Wahlort Liegnitz):  
Brett Schneider, Rathmann in Beu-  
then.
- 3) Für Friedeberg, Greifenberg, Kupferberg, Lahn,  
Liebenthal, Löwenberg, Naumburg a. D.,

Schmiedeberg, Schönberg und Liebau (Wahlort Hirschberg):

Hauke, Kämmerer in Löwenberg.

- 4) Für Friedland, Gottesberg, Münsterberg, Nimptsch, Reichenbach, Silberberg, Freiburg und Waldenburg (Wahlort Schweidnitz):

W. Kattner, Kaufmann in Nimptsch.

- 5) Für Habelschwert, Landeck, Lewin, Mittelwalde, Neurode, Reichenstein, Reinerz, Wartha, Wilhelmsthal und Wünschelburg (Wahlort Glas):

Dietrich, Bürgermeister und Justitiarius in Reinerz.

- 6) Für Neumarkt, Dhlau, Canth, Strehlen, Striegau, Wanssen und Zobten (Wahlort Breslau):

E. F. Fiebig, Bürgermeister in Canth.

- 7) Für Freihahn, Guhrau, Herrnsstadt, Leubus, Militisch, Stroppen, Sulau, Frankenberg, Groß-Tschirnau, Winzig, Wohlau und Steinau (Wahlort Wohlau):

E. Scholz, Bürgermeister in Guhrau.

- 8) Für Auras, Dyhernfurth, Festenberg, Hundsfeld, Juliusburg, Medzibor, Dels, Prausnitz, Trebnitz und Wartenberg (Wahlort Dels):

Gebauer, Bürgermeister in Dels.

- 9) Für Carlsmarkt, Constadt, Kreuzburg, Namslau,

Pitschen, Reichthal, Bernstadt, Löwen und Falkenberg (Wahlort Brieg):

E. Koschinsky, Bürgermeister in Pitschen.

- 10) Für Krappitz, Landsberg, Leschnitz, Lublinitz, Guttentag, Rosenberg, Groß-Strehlitz, Schurgast, Tost, Ujest und Kieferstädtel (Wahlort Groß-Strehlitz):

A. Kachel, Bürgermeister in Tost.

- 11) Für Ober-Beuthen, Gleiwitz, Cosel, Loslau, Nikolai, Pleß, Preiskretscham, Rybnick, Sohrau, Tarnowitz und Hultschin (Wahlort Ratibor):

J. Gladezick, Kammerer in Gleiwitz.

- 12) Für Bauerwitz, Ober-Glogau, Ratscher, Grottskau, Leobschütz, Neustadt, Dttmachau, Patschkau, Ziegenhals und Zülz (Wahlort Neustadt):

H. Merkel, Rathmann in Patschkau.

- 13) Für Halbau, Hoyerswerda, Marklissa, Muskau, Reichenbach, Rothenburg, Ruhland, Schönberg, Seidenberg und Wittichenau (Wahlort Görlitz):

H. Kolbe, Senator in Marklissa.

D. Aus dem Stande der Landgemeinden:

- 1) Für die Kreise Grünberg, Freistadt, Sagan und Sprottau (Wahlbezirk Glogau):

Ernst Krug, Erbscholtzeibesitzer in Dammmerau, Kreis Grünberg.

2) Für die Kreise Liegnitz, Löwenberg, Bunzlau, Hainau, Lüben (Wahlbezirk Liegnitz):

J. S. Thomas, Erbscholz zu Groß-Lüsteritz, Kreis Liegnitz.

J. Ber. Thomas, Kreis-Exactor in Leifersdorf, Kreis Goldberg.

3) Für die Kreise Hirschberg, Schönau, Sauer, Bolkenhain (Wahlbezirk Hirschberg):

Thomas, Erbscholtziseibesitzer zu Hertwigswaldau, Kreis Sauer.

4) Für die Kreise Schweidnitz, Striegau, Waldenburg, Landshut und Reichenbach (Wahlbezirk Schweidnitz):

Carl Göllner, Erbscholtziseibesitzer in Seiferdau, Kreis Schweidnitz.

5) Für die Kreise Glas, Frankenstein, Münsterberg und Habelschwert:

Joseph Berndt, Erbscholtziseibesitzer in Gellenau, Kreis Frankenstein.

6) Für die Kreise Breslau, Neumarkt, Strehlen, Nimptsch und Dhlau (Wahlbezirk Breslau):

Ernst Wilhelm Scholz, Erbscholtziseibesitzer in Poppelwitz, Kreis Dhlau.

7) Für die Kreise Wohlau, Steinau, Gubrau, Militisch (Wahlbezirk Wohlau):

Winkler, Kreistaxator in Demnitz, Kreis Wohlau.

8) Für die Kreise Dels, Trebnitz und Wartenberg (Wahlbezirk Dels):

Basset, Lieutenant und Erbscholtiseibesitzer in Groß-Böllnig, Kreis Dels.

9) Für die Kreise Brieg, Oppeln, Kreuzburg und Falkenberg (Wahlbezirk Brieg):

Daniel Freytag, Erbscholtiseibesitzer in Schönwalde, Kreis Kreuzburg.

10) Für die Kreise Tost, Gleiwitz, Lublinitz, Groß-Strehlitz und Rosenberg (Wahlbezirk Groß-Strehlitz):

Anton Stöbel, Freigutsbesitzer in Lubeko, Kreis Lublinitz.

11) Für die Kreise Ratibor, Ober-Beuthen, Pleß und Rybnik:

Joseph Perezick, Erbscholtiseibesitzer in Buslewitz, Kreis Ratibor.

12) Für die Kreise Neustadt, Meisse, Grottkau, Cosel und Leobschütz (Wahlbezirk Neustadt):

Anton Allnoch, Erbscholtiseibesitzer in Beugwitz, Kreis Meisse.

Frz. Schwarzer, Erbscholtiseibesitzer in Weizenberg, Kreis Meisse.

13) Für die Kreise Görlitz, Lauban, Rothenburg und Hoyerswerda (Wahlbezirk Görlitz):

Johann Michael Schäfer, Kreisrich-  
ter u. Erbscholtiseibesitzer in Markersdorf,  
Kreis Görlitz.

Carl Gottlieb Leberecht Proße,  
Erblehnsrichter in Nieder-Seiffersdorf,  
Kreis-Rothenburg.

*(Faint, illegible text)*

*(Faint, illegible text)*

*(Faint, illegible text)*

*(Faint, illegible text)*

*(Faint, illegible text)*

*(Faint, illegible text)*

# Beilage.

Ueber den

## finanziellen Effekt

der

### Breslau-Schweidnitz-Freiburger Eisenbahn,

nach dem

ohne Datum erschienenen Programm des Comité's  
derselben.

Man hat alle jene Eisenbahn-Baupläne, die in der Zeit, wo der Verkehr in Eisenbahn-Aktien im Schwunge war, und alle Handels-Börsen damit in Bewegung gesetzt wurden, als Ergebnis des verwerflichsten Eigennuzes und als ein trauriges Zeichen der Zeit bezeichnet, die ohne alle rechtliche Rücksicht nur die Leichtgläubigkeit der Spekulanten auszubeuten suchten. Man hat indessen offenbar den Projektenmachern jener Zeit unrecht gethan, denn der größte Theil war von der Rentabilität seiner Pläne überzeugt, und ein Beweis solcher Leichtgläubigkeit ist das vorliegende Programm der Breslau-Schweidnitz-Freiburger Eisenbahn.

Ein Verein achtbarer Männer, an deren ehrenwerther Gesinnung Niemand zweifeln kann, veröffentlicht zur Begründung eines interessanten Eisenbahnbaues ein Programm, das das bekannte Steinsche, für die Bahn von Berlin nach Breslau, in seinen unmöglichen Voraussetzungen weit hinter sich läßt. Es möge dieses auch beweisen, wie schwierig der Effect einer Bahn in seinen finanziellen Richtungen nachzuweisen ist, so sehr vielleicht, unter besonders günstigen Umständen, jener Effect ein ganz erträglicher werden kann.

Von den acht Kapiteln, die das Programm des Freiburger Comité's an seine Interessenten enthält, umfaßt das achte Kapitel die Zahlen, welche zur Erläuterung des finanziellen Effects gehören, auf das für jetzt hier nur näher eingegangen werden soll.

Schon in dem siebenten Kapitel über die Förderrungs-Art mit Morris'schen Maschinen scheint indessen der Comité zu übersehen, daß die von Morris angegebene Zugfähigkeit derselben nicht Netto-Gewicht, sondern Brutto-Gewicht nur ausspricht. Hätte der Comité diesen Umstand beachtet, so würde er nicht 50 Procent als ein Maximum von des Fabrikanten Versprechungen abrechnen, da schon  $33\frac{1}{3}$  Procent vom Effect in Abzug kommen müssen, weil Maschine, Tender und sämtliches Fahrzeug so viel von der Zugkraft in Anspruch nehmen, so daß sie z. B. die Kraft

der Maschine bei Steigungen, wie sie über Kunzendorf auf 4,612 Ruthen =  $2\frac{1}{3}$  deutsche Meile, nachgewiesen sind, den Effect derselben von 3160 auf 2050 verringern. Der Comité hat sonach bei dem angenommenen verminderten Effect von 50 Procent in der That nur 16 — 17 Procent von den amerikanischen Versprechungen abgerechnet, was unerheblich und eine viel zu günstige Voraussetzung ist, bei einer Bahn, die zur Hälfte fast Steigungen von eins in 269 bis 220 hat, die bekanntlich zu den besonders schwierigen schon gehören.

Der gesammte Verkehr der Bahn ist veranschlagt worden:

an Waaren . . . . .	Etnr. 2,390,030
= Personen 275,000 incl. Bagage à 2 =	550,000
	<hr/>
	zusammen auf Etnr. 2,940,030

Diesen ganzen Verkehr, der von Freiburg nach Breslau mit Etnr. 2,406,030 = Breslau = Freiburg mit = 534,000 berechnet wird, will der Comité auf ein Geleis befördern.

Man hat bisher bei einer regelmäßigen Beförderung auf einem Eisenbahn-Geleis als das Maximum ein Quantum von 2,000,000 Centnern veranschlagt, wovon ungefähr die Hälfte, eine Million Centner, jeder Richtung der Bahn zugerechnet wird, in so fern

wie hier der Verkehr ein durchaus gemischter an Waaren und Personen ist. Der Freiburger Comité will aber nicht nur fast 3 Mill. Centner auf einem Geleise fahren, sondern nach einer Richtung der Bahn allein über 2,400,000 an Personen und Waaren. Das Gewagte dieser Annahme möge schon daraus abgenommen werden, daß bei der Leipzig=Dresdener Bahn, die nicht einmal so glücklich ist, einen so unglaublichen Verkehr wie die Freiburger zu haben, schon bei einem Transport

von Personen 410,000 à 2 Ctnr .	Ctnr. 820,000
= Gütern . . . . .	— 350,000

von zusammen Ctnr. 1,170,000

zu gleichen Theilen der Bahn, das dringende und unabweisliche Bedürfniß zu einem Doppelgeleise sich herausgestellt hat, und daß dort ein Doppelgeleis auch gelegt werden mußte.

Gehen wir in die Details der Berechnungen über, so finden wir über:

A. den Personen=Verkehr  
angeblich aus »officiellen und sonst vollkommen verbürgten Angaben« die nachfolgenden unwahrscheinlichen Mittheilungen.

Es ist nämlich bekannt, daß über den Personen-Verkehr nur der durch die Postanstalten nachgewiesene officiell und verbürgt ist. Nach den genau geführten

Listen bei dem Königl. Ober-Postamt in Breslau sind im Jahre 1840 in Breslau angekommen und von da abgefahren 99,306 Personen, und zwar:

- 1) in der Richtung über Ohlau, einschließlich 2300 Personen auf der Straße über Strehlen nach Patschkau 35,186 Pers.
- 2) in der Richtung über Saara: die Berliner Schnellpost, die I. und II. Dresdener, Liegnitzer und Berliner Personen-Post, die Berliner und Dresdener Fahrpost und über Glogau . . . . . 24,844 —
- 3) in der Richtung über Domschau, Schiedlagwitz und Striegau, die Gläser Schnellpost, die I. und II. Hirschberger, Reichenbacher, Gläser und Striegauer Pers.-Post . . . . . 26,234 —
- 4) über Dels . . . . . 7,604 —
- 5) über Trebnitz . . . . . 603 —
- 6) nach dem Großherzogthum Posen . . . . . 4,835 —

---

zusammen 99,306 Pers.

In dem Programm ist berechnet der jetzt schon stattfindende Personen-Verkehr:

mit der Post . . . . .	30,000	Passagiere,	
mit Privatfuhrwerk . . . . .	107,000		—

---

zusammen 137,000 Passagiere.

Angenommen, aber nicht zugegeben, daß die sub 3 nachgewiesenen Postreisenden durch die Grafschaft Glatz nach Böhmen einerseits und Reichenbach und Striegau anderseits mit allen den dazwischen liegenden Postverbindungen der Freiburger Bahn zufallen könnten, so hat der Comité den Postverkehr doch um 15 Procent zu hoch angegeben, wie die vorstehend erwiesenen Zahlen es unwiderlegbar darstellen. Es müssen demnach jetzt nicht 107,000, sondern 110,766 Passagiere mit Privatfuhrwerk befördert werden, über die keine »officielle«, sondern nur »vollkommen verbürgte« Angaben vorliegen können. Es muß sich indessen im Allgemeinen gegen diese Bürgschaft der erheblichste Zweifel finden, wenn speciell angegeben wird, daß die Chaussee von Breslau nach Schweidnitz und zurück 24,013 Pferde mit 48,000 Personen befahren. Eine solche Anzahl Pferde mit Reisenden müßte pro Meile 800 Thaler Chaussee-Zoll eintragen, da aber nach 4jähriger Fraction die Kunststraße von Breslau nach Schweidnitz noch nicht 1400 Thlr. pro Meile Zoll durchschnittlich einträgt, der Personen-Verkehr aber nicht  $\frac{1}{4}$  der Straßen-Frequenz in Anspruch nimmt, so ist die Angabe, daß 24,013 Pferde mit Passagieren die Kunststraße zwischen Breslau und Schweidnitz befahren, nach einer für diese Ermittlung allein zugänglichen »verbürgten« Nachricht irrig.

Der Maltzsch-Waldenburger Kohlenstraße wird eni

Verkehr von 34,054 Pferden mit 10,000 Personen zugerechnet; es müßte sonach eine Chaussee = Zolleinnahme von 1,135 Thlrn. pro Meile durchschnittlich von dem Personen = Verkehr dort allein einkommen. Nach vierjähriger Fraction ergiebt jener Straßenzoll in Verbindung mit Striegau = Freiburg = Waldenburg nur 1314 Thlr. pro Meile und es ist doch sattfam bekannt, daß der Verkehr auf jener Straße allein und vorzugsweise nach den Oder = Ablagen mit Waaren, Getreide und Kohlen geht, und daß der Personen = Verkehr nicht den zwanzigsten Theil des Güterverkehrs einnimmt. Es ist sonach auch diese Angabe nach der auch hier allein »verbürgten« Nachricht durchaus irrig. Rechnet man nun jene 110,766 Passagiere mit Privatfuhrwerk zu 3 Personen in einem Wagen, ohne den Kutscher, der auf die Eisenbahn nicht kömmt, so müßten täglich mehr als 100 Wagen mit Passagieren nach der projectirten Freiburger Gegend hin in Breslau wechseln, und zwar in allen Jahreszeiten gleich, auch in den 8 Monaten, wo die schlesischen Bäder unbesucht bleiben. Diese Annahme ist so über alle Wahrscheinlichkeit, und die vorstehenden Prüfungen haben die Unhaltbarkeit der angeführten Zahlenangaben so unwiderleglich erwiesen, daß weitere Prüfungen für jetzt unnöthig erscheinen. In dem Maaße, als nach einer Gegend hin die täglichen Postverbindungen mehr oder weniger benutzt werden, wird auch der Per-

sonen=Verkehr mit Privatfuhrwerk stärker oder schwächer sein. Stellt man nun die Berechnungen der Oberschlesischen Bahn mit den der projectirten Freiburger zusammen, so stellen sich folgende auffallende Verhältnisse heraus:

Bahn	Nachweisliche Personen Postverkehr.	Angenommener, jetzt stattdender Personen Privatverkehr.	Berechneter zukünftiger Personen Verkehr.	Einnahme.
Oberschlesische Bahn	277/8 35,186	30,814	150,000	232,000
Freiburger Bahn	8 1/2 26,234	110,766	275,000	230,000

Wenn nun aus den Chaussee = Zoll = Einnahmen nach vierjähriger Fraction erwiesen ist, daß die »officiellen und verbürgten« Angaben über den jetzigen Privat=Personen=Verkehr für die Freiburger Bahn durchaus unmöglich sind, so findet in dem sorgsam ermittelten Personen=Privatverkehr, den der Oberschlesische Comité veranlaßte, die so auffallende Verschiedenheit in der Geldeinnahme auch keine vollständige Lösung; denn nicht allein sind bei dem Freiburger Unternehmen, wie dieses hier erwiesen wurde, eine durch nichts gerechtfertigte, unerweisbare Menge von Passagieren angenommen, sondern man hat auch in der Berechnung diese ganze Masse der Reisenden auf die ganze Länge der Bahn veranschlagt und nicht gestattet, daß einer der 275,000 Reisenden weniger als volle acht Meilen auf der Freiburger Bahn fahren darf.

Bei der Oberschlesischen Bahn sind von den 150,000 Reisenden angenommen:

daß auf der ganzen Bahnlinie	20,000	Passagiere,
— $\frac{3}{4}$ der	= 50,000	—
— 11 Meilen	30,000	—
— 7 —	40,000	—
— $3\frac{1}{2}$ —	10,000	—

fahren.

Stellt man den Verkehr der Leipzig=Dresdner-Bahn der berechneten Freiburger gegenüber, so stellt sich ein eben so auffallendes Mißverhältniß heraus:

die Leipzig=Dresdner Bahn,

15 $\frac{1}{2}$  Meil. lang, hat Personen. Einnahme.

befördert . . . . . 410,100 291,000 Thlr.

die Freiburger Bahn, 8 $\frac{1}{2}$

Meil. lang, will befördern 275,000 230,000 Thlr.

Es bringen demnach 410,000 Reisende auf 15 $\frac{1}{2}$  Meilen bei der Leipziger Bahn nicht viel mehr Einnahme als 275,000 Reisende auf der Freiburger Bahn, die nur 8 $\frac{1}{2}$  Meilen lang ist, während noch 318,000 Passagiere der Leipziger Bahn, die in der dritten Klasse fuhren, dort einen 20 Procent höheren Frachtsatz zahlen, als er für die Freiburger Bahn normirt ist. Auch hier ist der Irrthum, wie im Vergleich zu dem Oberschlesischen Project, aus einer fast unglaublichen Annahme hervorgegangen. Es haben nämlich von den 410,000 Passagieren auf der Leipzig=

Dresdner Bahn nur 110,000 die ganze Bahn, 300,000 die Bahn nur streckenweise befahren. Der Freiburger Comité, der in seiner Berechnung des jetzigen Verkehrs einen sehr erheblichen Personen-Zwischenverkehr annimmt und zu dem Zweck neben den Hauptbahnhöfen 6 Zwischen-Stationen projektirt, läßt doch in seiner Berechnung die ganze Masse der Passagiere, 275,000, nicht einen ausgenommen, 8 Meilen weit fahren und rechnet sich den Geldbetrag dafür zu gut. Wenn dieses nicht ein Irrthum ist, so ist es doch mindestens eine — Grausamkeit und erinnert an den bejammernswerthen Reisenden in seinen Sieben-Meilen-Stiefeln.

So viel für jetzt über den Personen-Verkehr, da bei so ganz unwahrscheinlichen und irrigen Prämissen auf die unerheblicheren Details noch gar nicht weiter eingegangen werden kann.

Beleuchten wir

B. die Masse der angeblich »gestützt auf amtliche Mittheilungen und den verbürgtesten Nachrichten« jetzt sich bewegenden Waaren zwischen Breslau und Freiburg nebst Umgegend, so finden wir angegeben:

nach Breslau . . . . .	2,131,030 Centner,
von Breslau . . . . .	259,000 —

auf Waagen vertheilt 35 Entr. auf 2 Pferde durchschnittlich, kämen täglich

nach Breslau . . . . .	167	Wagen
von Breslau . . . . .	20	—

zusammen 187 Wagen, die mit dem

Privat=Personen=Verkehr auf 100 Wagen täglich, Winter und Sommer, eine Frequenz von 287 Wagen täglich nur allein aus und nach der Freiburger Gegend bedingen, mit dem höchst bedenklichen Umstand, daß täglich 147 leere Wagen oder jährlich 53,655 aus Breslau nach der Freiburger Gegend abgehen müssen. Ist wohl berücksichtigt, wie viel Pflasterzoll in Breslau aufkommen würde, wenn für die Freiburger Gegend allein 2,390,030 Centner oder 136,573 Pferdelaadungen verzollt werden?

Von diesem enormen Verkehr sollen indessen auf der Freiburger Bahn, die nach dem Anschlage eine der theuersten Deutschlands werden muß,  $\frac{1}{5}$  zu 6 Pfennige pro Centner und Meile und  $\frac{4}{5}$  zu 3 Pf. verfahren werden. Crelle in seiner neuesten Abhandlung über die Fahrpreise auf Eisenbahnen rechnet nach neuen und gründlichen Erfahrungen die Selbstkosten des Transports für Centner und Meile nahe an drei Pfennige und normirt die Frachtsätze neben großem Personen-Verkehr, um  $6\frac{2}{3}$  Proc. des Anlage=Kapitals zu gewinnen.

100,000 Ctnr. zu 12 Pfennige,

200,000 — —  $9\frac{3}{4}$  —

300,000	Centr. zu	7 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	Pfennige,
400,000	— —	5 <sup>1</sup> / <sub>4</sub>	—
100,000	— —	3	—

Die Freiburger Bahn will dagegen fast 2 Million Centner zu 3 Pf. und 410,000 Centner zu 6 Pf. verfahren, und erlangt dabei doch eine um fast 50 Procent größere Dividende. — Indessen ist bei den Selbstkosten der Freiburger Bahn auch nicht die hinlängliche Zahl von Locomotiven und Wagen veranschlagt worden, um einen Transport von nahe an drei Millionen Centner Passagiere und Güter zu befördern. Die Leipziger Bahn hat bei einem Transport von

410,000 Personen und  
350,000 Centner Güter

16 Locomotiven, 105 Personen- und 117 Packwagen. Rechnen wir für die Freiburger Bahn die derartigen Erfordernisse im Verhältniß zur Leipziger Bahn, mit Rücksicht auf die fast dreifache Frequenz, so bedarf sie zu einem Verkehr von 275,000 Personen und 2,390,030 Güter

eine so große Anzahl von Locomotiven und Fahrzeugen, daß der dritte Theil ihres Anschlages allein hierauf verwendet werden muß.

Aber auch im Verhältniß zu dem Anschlage der Oberschlesischen Eisenbahn erfordern die Transportmittel für Personen und Güter eine Summe von mehr als 500,000 Thlr., demnach 60,000 Thlr. pro Meile,

während 35,000 Thaler im Programm nur veranschlagt sind, und es würde, die Oberschlesische Bahn als maßgebend angenommen, eine Erhöhung von 200,000 Thlr. allein dafür in dem Bau-Anschlage sich herausstellen.

Diesem zu wenig in dem Baukosten-Etat, über den wir uns ein Urtheil noch vorbehalten müssen, da über denselben noch nichts Gründliches weiter veröffentlicht worden ist, stellt sich aber ein noch viel erheblicherer Irrthum in dem Einnahme-Etat gegenüber, der dem Comité ganz entgangen zu sein scheint und der doch so leicht zu entdecken ist.

Es nimmt der Comité nämlich in dem Programm an, daß jährlich 8 Meilen auf der Bahn befördert werden

bahnabwärts Güter Centner 2,131,030

bahnaufwärts — — 259,000

es sollen demnach täglich hier

ankommen . . . . . 5,838 Centner,

und abgehen . . . . . 709 —

Das Geschirr: Locomotive, Tender und Wagen, welches 5838 Ctnr. hertransportirt, wiegt 2919 Ctnr.; das Geschirr, welches 709 Ctnr., fährt 355 Centner. Es bleibt demnach täglich leeres Geschirr in Breslau, das unbeladen wieder bahnaufwärts 8 Meilen transportirt werden muß: 2564 Ctnr.

Diese 2564 Centner leeres Geschirr billigstens nur

zu  $2\frac{1}{2}$  Pf. Transportkosten pro Meile und Centner gerechnet, erfordert einen täglichen Rück-Transport-Aufwand von  $142\frac{1}{3}$  Thalern oder jährlich von 52,500 Thlr., die in der Rechnungs-Ausgabe übersehen sind, und wodurch die nachgewiesene Dividende, wenn auch sonst kein anderer Irrthum vorläge, um 50 Procent vermindert wird.

Betrachten wir indessen die bahnabwärts nach Breslau zu führenden Waaren, die jetzt schon nach »amtlichen Mittheilungen und vorbürgten Angaben« transportirt werden, so finden wir:

a) Steinkohlen 1,330,130 Centner, die 8 Meilen, bahnabwärts, also nach Breslau, gefahren werden. Die Tonne Steinkohlen zu  $3\frac{3}{4}$  Centner gerechnet, müssen 354,680 Tonnen herkommen, die wir in Breslau consumiren sollen, während auf der ganzen Bahnlänge mit ihren 6 Stationsplätzen keine Tonne ausgeladen wird, wo die Kohlen daher fehlen dürften, während sie hier unverbraucht verwittern müssen. Der Preis der Tonne Kohlen in Freiburg auf 21 Sgr. angenommen, da auf den Gruben die Taxe 18 Sgr. ist, so würde nach der im Programm aufgestellten Rechnung, und wenn ein solches übergroßes Quantum, der Centner pro Meile zu 3 Pf. zu fahren wäre, die Tonne Steinkohlen auf dem Breslauer Bahnhofe  $29\frac{1}{2}$  Sgr. kosten. Zu demselben Preis, ja billiger, können Oberschlesische Kohlen 22 Meilen

weit aus dem Kohlen-Revier Oberschlesiens gefahren werden, und wenn die theure Freiburger Bahn zu 3 Pf. pro Centner und Meile transportiren kann, so muß ihr die so viel billigere Oberschlesische Bahn nothwendig die Concurrrenz verschränken und Niederschlesische Kohlen ganz aus dem Markte drängen.

Allein damit hat es keine Noth. Zunächst müßten nämlich, wenn die Angabe eines jetzt bestehenden Transports von 354,680 Tonnen Kohlen nach Breslau richtig wäre, mehr als 100 zweispännige Wagen täglich mit Steinkohlen in Breslau ankommen, und in jedem Hause durchschnittlich 100 Tonnen Steinkohlen verbraucht werden, während kaum von je 50 Häusern eines 30 Tonnen jährlich verbraucht. Ein Handel mit Kohlen en gros oder abwärts ist von Breslau, wie bekannt, unmöglich, denn obgleich in diesem Frühjahr und überhaupt in der Regel Oberschlesische Kohlen zu 28 bis 29 Sgr. bis hier zu beziehen sind, so hat sich doch kein Absatz en gros für Kohlen, aus bekannten Gründen, ermitteln lassen. Bei einer Fracht von 12 Sgr. pro Tonne von Gleiwitz nach Breslau lassen sich aber die Oberschlesischen Kohlen zu 25 bis 26 Sgr. herbeiziehen, und wenn die Fracht, wie noch vor wenigen Jahren, von Gleiwitz hierher, auf 10 bis 11 Sgr. sich stellt, was sicherlich der Fall sein wird, wenn die Oberschlesische Bahn mit der Oder in Concurrrenz tritt, so sind Oberschlesische Kohlen zu 23

bis 24 Sgr. wieder hierher zu beziehen, und die Niederschlesischen Kohlen, die fast so viel schon in Freiburg kosten, werden gar keinen oder doch nur einen sehr geringen Absatz finden.

Die größte Kohlenzufuhr, die in einem Jahre von Oberschlesien hier ankam, war im Jahre 1840 mit etwa 45,000 Tonnen. Aber alle Dampfmaschinen: die Städtische, Mildesche, Bergerische, Rosenthaler, Mahlener, Rufferische u. s. w., so wie die Zuckersiederei verbrauchen Oberschlesische Kohlen, und Niederschlesische nur, wenn Oberschlesische nicht käuflich oder wegen zu kleinen Wassers in der Oder nicht beziehbar sind. Das höchste Quantum, was an Niederschlesischen Kohlen daher jährlich hier in Breslau für den Verbrauch im Kleinen abgesetzt werden möchte, erreicht sicherlich nicht 50,000 Tonnen, und die dann von den angeblich hier anzubringenden 354,680 Tonnen übrig bleibenden 304,000 Tonnen oder 1,200,000 Centner müssen wohl wieder bahnaufwärts wandern.

b) Kalk 100,000 Centner, oder à 6 Centner pro Tonne, etwa 16,700 Tonnen sollen 8 Meilen bahnbwärts jetzt schon und auch später auf der Eisenbahn transportirt werden. Es kann dieses kein anderer als Freiburger Kalk sein, dessen Qualität aber so wenig den Ansprüchen, die man hier an derartiges Baumaterial macht, genügt, daß man ihn gar nicht oder nur bei gänzlichem Mangel an anderem derarti-

gen Material kauft. Rechnet man nun noch, daß der Oberschlesische Kalk von Krappitz aus sich billiger als der Freiburger auf der Eisenbahn, bei dem Frachtsatz von 3 Pf. pro Entr. und Meile herlegen ließe, so wird auch diese Angabe als unbegründet verworfen werden müssen. Wie es übrigens um den Beweis steht, daß jetzt schon 16,700 Tonnen Kalk von Freiburg kommen, wollen wir dahin gestellt sein lassen. Zur richtigen Würdigung der Qualität des Freiburger Kalks muß noch angeführt werden, daß in Schweidnitz der Freiburger und Trautliebendorfer Kalk 32 — 36 Sgr., der weiße Gläzger und Böhmishe aber 48 — 54 Sgr. kostet.

c) Bau- und Pflastersteine sollen jetzt schon und später 300,000 Centner 8 Meilen weit hergeföhren werden: die Klafter Pflastersteine wiegt 100 Centner, und zu dem berechneten Frachtsatz von 3 Pf. pro Centner und Meile kostet der Transport per Klafter hierher  $6\frac{2}{3}$  Thlr. Wenn nun aber die Klafter Steine hier mit  $7\frac{1}{3}$  Thlr. an der Ober käuflich ist, so scheint vorausgesetzt zu sein, daß 8 Meilen von hier auf dem Bahnhofe die 3000 Klaftern der Gesellschaft geschenkt werden und für 20 Sgr. pro Klafter dort das Auf-, hier das Abladen und endlich das in Klaftern-Auffetzen hier, zu bewerkstelligen sei. Eine Annahme, die eben so begründet erscheint, als alle die frühern sammt der angeblich »officiellen und verbürgten« Nachricht darüber.

d) An bearbeitetem Granit sollen 150,000 Str. laut »verbürgten Nachrichten« 8 Meilen weit nach Breslau jetzt schon aus der Freiburger Gegend gefahren werden. In der Distance ist indessen wohl ein Irrthum, wenn auch das Gewicht »verbürgt« nachzuweisen sein sollte, denn es ist damit doch wohl Striegauer Granit gemeint, der frühestens bei Peterwitz der Bahn zutreten, also nur 5 — 6 Meilen die Bahn benutzen könnte, wodurch der berechnete Effect sich doch mindestens um 25 Procent hierbei verringern muß.

e) Von Ziegelsteinen sollen 100,000 Centner nach amtlichen und verbürgten Nachrichten jetzt schon und auch später auf der Eisenbahn aus der Freiburger Gegend herkommen. Wenn indessen 1000 Ziegel 100 Centner wiegen, und nach der Berechnung zu 3 Pf. pro Centner und Meile  $6\frac{2}{3}$  Thlr. Fracht kosten, so würden, um hier auf dem Bahnhofe die 1000 Ziegel mit 11 Thlr. verkaufen zu können, wie jetzt der hohe Preis der Ziegel an der Ober steht, 8 Meilen von hier das 1000 Ziegel mit  $4\frac{1}{3}$  Thlr. gekauft werden müssen, eine Annahme, bei der alle Ziegeleien zu Grunde gehen würden. Allein in einer Entfernung von 8 Meilen von Breslau nach der Freiburger Gegend zu kosten die Ziegeln fast das Doppelte (in Schweidnitz  $7\frac{1}{2}$  Thlr.), und es würden sonach, selbst bei einer Fracht von 3 Pf.

pro Centner und Meile, die Ziegeln hierher über 13 Thlr. auf dem Freiburger Bahnhof zu stehen kommen. Wie dieser Irrthum behoben werden kann, begreifen wir eben so wenig, als alle die früheren Zahlen = Angaben des Programms. Wir glauben somit satzsam bewiesen zu haben, daß der finanzielle Effekt, der für die Freiburger Bahn nachgewiesen werden sollte, insgesammt auf Angaben beruht, die weder »amtlich« noch »verbürgt«, ja die sogar ganz unglaublich sind, und den Verhältnissen nach, wie sie in der That erweislich wären, sich als ganz unmöglich herausstellen.

Es mag bei dieser Gelegenheit anerkennend erwähnt werden, daß das Königl. Seehandlungs = Institut, dem man in neuerer Zeit so gern nachweisen wollte, daß es seine Unterstützungen unserer Industrie nur einseitig verwende, sich doch auch bei der Freiburger Bahn mit einem Kapital von 150,000 Thlr. betheiligen will, ein gewiß hinreichender Beweis, daß es auch ohne Rücksicht auf den möglichen finanziellen Erfolg mancherlei Unternehmungen zu fördern gern bereit ist.

Breslau, den 1. Juli 1841.

**Friedrich Lewald.**